Nr. 83. Freitag, 11. Juli 1884. I. Jahrg.

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“
erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin bei in's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Grober Unfug.

Im Strafgesetzbuch unter der Rubrik „Uebertretungen“ ndet sich im § 260 der Absatz 11, welcher lautet: „Mit ostrafe bis zu einhundertfünfzig Mark oder mit Haft bestraft, wer ungebührlicher Weise ruhestörenden Lärm t oder wer groben Unfug verübt.“

Was ruhestörenden Lärm bedeutet, darüber kann man wohl leicht verständigen, aber was „grober Unfug“ ist, ber sind sich die Gelehrten nicht einig und werden sich wohl nicht einig werden. Die Herren Staatsanwälte vielfach geneigt, Alles das, was ihnen nicht als „gesetz erscheint nnd was sie nicht unter irgend einen anderen sparagraphen unterbringen können, als groben Unfug zeichnen.

Besonders hatte und hat noch darüber die Presse zu n, die doch ganz gewiß sich recht anstrengen muß, wenn wischen den Fußangeln der Preß- und Strafparagraphen rletzt sich hindurchwinden soll.

Besonders will die Staatsanwaltschaft darin groben Unsehen, wenn irgend ein Blatt eine falsche, aufregende richt gebracht hat. So wurde noch ganz vor Kurzem in lfurt am Main ein Schriftsteller wegen Verbreitung einer en Nachricht vom Schöffengericht mit 10 Mark bestraft, Landgericht aber freigesprochen. —

Uns ist auch erinnerlich, daß ein Herr, der auf einer legenen Promenade in der Sommerhitze seinen Rock zogen hatte, von einigen vorüberwandelnden älteren en „wegen groben Unfugs“ denunzirt wurde — ob die sanwaltschaft diese Denunziation seiner Zeit angenomhat, ist uns nicht mehr im Gedächtniß.

Wir müssen jetzt nothgedrungen von unserem Thema weifen; aber wir schweifen nur scheinbar ab, wie Leser bald ersehen werden.

Der Antrag Ackermann, daß nur Innungsmeister inge halten dürfen, der im Reichstage mit weniger men-Majorität angenommen worden ist, vom Bundesjedoch erst im Herbste der ausschlaggebenden Berathung zogen werden soll, hat den Antragsteller in seiner Heistadt Dresden eine große, zünftlerische Ovation einge, einen Fackeltanz mit bengalischer Beleuchtung, an der tliche Zunftmeister Dresdens, die Obermeister voran, genommen haben.

Die Ansprache an Herrn Ackermann hub an mit den en: „Mit Licht und Weisheit haben Euer geboren seit vielen Jahren dem Handwerkerstande mit und That beigestanden u. s. w.“ Herr Ackermann antwortete bescheiden und in richtiger Erkenntniß, daß Phantasie in ihrem kühnsten Fluge sein Licht und seine heit doch nicht so recht zu erkennen möge — er werde so viel in seinen Kräften liege, einstehen für Bürger- und Bürgerbrod.

Darauf fielen sie sich, Herr Ackermann und die Ober- um den Hals — und das Lichtmeer strahlte im benen Glanz weiter.

Als der Fackelzug zu Ende war, nahm eine solenne erei ihren Anfang.

Hoch's auf die Zünfte, auf Herrn Ackermann, dem en aller Zunftmeister, auf Herrn von Kleist-Retzow und thorst als Ehrenobermeister erschütterten die Lüfte. trat die ruhige sinnige Freude über den Lehrlingsraphen in ihre Rechte, in die Bierseidel ein. Die alten meister erzählten von den Großthaten ihrer Altvordern, a der Knieriemen noch so schön auf dem Rücken der nge habe tanzen dürfen, wie dem Gesellen noch das Du so lieblich in den Ohren geklungen habe — und nacht war längst vorüber, als Gott Morpheus die n in seine Arme nahm.

Sie träumten von dem neuanbrechenden Zeitalter des en Handwerkerbodens. — — — —

Des anderen Morgens, als einer der ehrsamen Meister, e schweren Augenlider reibend, erwachte und mühsam em Bette sich erhob, griff er instinktiv nach seiner Zeidie längst schon seiner harrte. Die Buchstaben flirrten inen Augen — er hatte sich einen gemüthlichen Kater

Schon wollte er das Blatt fortlegen — da, was stand sollte sein ganzer Traum vernichtet sein? Sollte nann, der große, geistvolle Vorkämpfer des Handwerdes sich selbst hinter das Licht geführt haben?

Da stand es mit unerbittlichen Lettern:

it der Annahme des Antrages Ackermann, welchem nur Innungsmeistern das Recht, Lehrlinge zu zusteht, hatten es die klerikal-konservativen Gesetzgeeilig, daß sie vollständig vergessen haben, auch die prechende Strafbestimmung aufzunehso daß, falls der Bundesrath dem vom Reichstage ssenen Gesetzentwurfe zustimmen sollte, den in Rede den Arbeitgebern wohl verboten werden kann, Lehrzu halten, Arbeitgeber aber, welche trotz des Verbots nge halten, straflos bleiben.“

Da hat ja der ganze Antrag Ackermann gar keine Bedeutung“, jammerte unser Meister. „Doch das kann nicht wahr sein, das ist eine Zeitungsente“ — mit diesen Worten kleidete sich der Innungsmeister an und eilte auf die Redaktion der „Dresdener Nachrichten“, des Leib- und Magenorgans des großen und geheimen Hofraths Herrn Ackermann.

Kaum daß der Meister seine Frage vorgebracht hatte, so zeigte ihm der Redakteur des Blattes triumphirend den Leitartikel für die nächste Nummer, in welchem es wörtlich heißt:

„Die Gegner des Ackermann'schen Antrages weisen schadenfroh darauf hin, daß derselbe keine Strafbestimmungen dafür enthalte, wenn Jemand, trotz des späteren Verbotes Lehrlinge zu halten, dies dennoch thut. Nun, wenn das Verbot allein nicht genügende, moralische Wirkung ausüben sollte, so bestrafe man, mangels anderer gesetzlicher Handhaben, die Uebertreter wegen groben Unfuges!“

Beruhigt wandte sich nun der Meister seinen Geschäften zu; der Redakteur aber schmunzelte: „Wie wird sich die Staatsanwaltschaft freuen über diese prächtige Erweiterung des Begriffs:

„Grober Unfug!“

Zufall oder System?

Zwei Nachrichten gehen durch die Presse, die wohl geeignet sind, die Staatsbürger zum Nachdenken darüber anzuregen, ob man es hier mit einem unglücklichen Zufall oder mit einem System zu thun hat.

Die erste Nachricht kommt aus Mainz und erzählt, wie ein Militärsträfling zu entfliehen suchte, wie ein Gefreiter dem Flüchtigen eine Kugel nachsandte, die den Flüchtling niederwarf.

> „Derselbe erhob sich aber alsbald wieder und eilte weiter. Nunmehr schoß der Gefreite zum zweiten Male und die Kugel ging den Flüchtling durch den Leib. Tödtlich verletzt wurde derselbe in das Militärlazareth gebracht, wo er bald darauf verschied. Der Sträfling hatte eine achtmonatliche Festungshaft wegen Fahnenflucht zu verbüßen.“

Gehen wir zunächst auf diesen Vorfall etwas näher ein. Wegen Fahnenflucht hatte der Sträfling nur eine achtmonatliche Festungshaft erhalten. Daraus erhellt, daß lediglich Heimweh oder unüberwindlicher Widerwillen gegen den Militärdienst, aber keinerlei unehrenhafte Motive den Soldaten zur Fahnenflucht getrieben hatten. Andernfalls wäre die Strafe unzweifelhaft eine strengere gewesen.

Auch der spätere Fluchtversuch ist voraussichtlich denselben Motiven entsprungen, wie die Fahnenflucht.

Der Gefreite, der jedenfalls zuerst dem Flüchtling dienstpflichtig das dreifache Halt! zugerufen hatte, schoß nun wiederum dienstpflichtig auf den Fliehenden. Der Fliehende brach erst zusammen und floh dann weiter — jedenfalls wußte nun der Gefreite, daß sein erster Schuß getroffen, jedenfalls sah der Gefreite, daß der Flüchtling hinkte und konnte nicht zweifeln, daß derselbe auch ohne den zweiten Schuß eingefangen werde.

Und dennoch! Der zweite Schuß, gleichfalls pflichtgemäß abgegeben, machte einem jungen Menschenleben ein Ende, das offenbar nichts anderes verbrochen, als daß es von übermäßigem Heimweh nach seinem Dörfchen, nach seinen Verwandten, vielleicht nach seiner armen Mutter beseelt war!

War der zweite Schuß nothwendig?

Ja wohl, im Interesse des Dienstes!

Zum Vergnügen hat der betreffende Gefreite ganz sicher seinen unglücklichen Kameraden nicht wie ein Jagdwild niedergeschossen, sondern nur aus Pflichtgefühl.

Wir wüßten nicht, wie man ein „Nein“ begründen könnte.

Die zweite Nachricht, die noch viel schauriger ist, kommt aus Westfalen, aus Sömmern bei Iserlohn. Dieselbe lautet:

> „Ein schweres Unglück hat sich hier im Verlaufe der Verfolgung eines Verbrechers, Namens Oswald, ereignet, der jüngst einen Raubmord begangen hat, ohne daß bis jetzt seine Festnahme gelungen wäre. Ende voriger Woche, Abends nach 9 Uhr, begab sich eine Patrouille von Holzen-Böthende auf die Suche nach dem Raubmörder Oswald, der in hiesiger Gegend gesehen worden sein soll. Arglos des Weges kam nun der halberblindete Fritz Hoppe daher, der, vom Augenarzte in Hagen kommend, nach Hause ging. Er wurde von der Patrouille mit „Halt“ angerufen, vermuthete, weil er nicht gut sehen konnte, einen räuberischen Ueberfall und ergriff schleunigst die Flucht. Die Patrouille, die in dem Manne mit dem seltsamen Gebahren den Raubmörder vermuthete, sandte ihm eine Ladung Schrot nach, so daß er zusammenbrach. Der Aermste, der natürlich sofort nach Hause geschafft und ärztlicher Hilfe übergeben wurde, hat so schwere Verwundungen an Arm und Seite erlitten, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird.“

Hier haben wir es unzweifelhaft mit einer Gendarmerie-Patrouille zu thun. Der betreffende Gendarm war natürlich im Militärdienste aufgewachsen; er hatte dieselbe Anschauung von seinen Aufgaben, wie der aktive Soldat, wie der stramme Unteroffizier. Er schoß deshalb auch sofort, als der arme Halbblinde davonlief!

Hier haben wir es aber doch wohl mit einem Zufall zu thun? Weshalb lief der Blinde denn auch?

Weshalb der Blinde lief, ist in obiger Notiz schon gesagt. Weshalb aber der Gendarm, ohne sich nur in etwas überzeugt zu haben, ob er es mit einem Verbrecher zu thun hatte, sofort schoß, darauf kommt es lediglich an, das ist die Frage!

War er hier speziell in seinem Rechte? Wir wissen es nicht — er selbst wird kurz und bündig antworten: Dienstinstruktion.

Aber da könnte ja ein Gendarm sich allnächtlich, wo man ihn nicht sehen kann, auf die Chaussee stellen und Jeden, der auf seinen Ruf: „Halt!“ nicht stehen bleibt, sofort niederschießen?

Die beiden erwähnten Vorfälle sind nur besonders krasse Beispiele. Etwas weniger krasse Beispiele ganz derselben Art kommen alljährlich zahlreich vor. Wäre es bei derartiger Sachlage nicht wohlangebracht zu erwägen, ob im Interesse der Ordnung und der moralischen Volkswohlfahrt nicht möglichst bald und gründlich zu brechen ist mit einem so bedenklichen System?

Politische Uebersicht.

Dementi. Die „Norddeutsche Allg. Ztg.“ dementirt die auch von uns gebrachte Nachricht von der Absicht der Regierung, im Reichstage einen doppelten Etatsentwurf einzubringen. Wer weiß, was ein Dementi der „Nordd. Allg. Ztg.“ bedeutet, der glaubt nunmehr erst recht an eine derartige Absicht der Regierung.

Der preußische Staatsrath wird, wie Fürst Bismarck in einem Schreiben an die Freiburger Handelskammer erklärt hat, sich mit der Subvention der Dampfschiffe und mit Kolonialpolitik beschäftigen. Dann aber gilt es in unterrichteten Kreisen als unzweifelhaft, daß dem Staatsrathe auch die Frage der Erhöhung der Getreidezölle vorgelegt wird. — Der Volkswirthschaftsrath aber soll, wie wir schon mittheilten, aufgehoben werden, da er seine Rolle ausgespielt hat. Ob Fürst Bismarck mit dem „politisch-wirthschaftlichen“ Staatsrath besser zu wirthschaften verstehen wird, als mit dem lediglich „wirthschaftlichen“ Volkswirthschaftsrathe, das muß erst die Zukunft lehren.

Die „Provinzial-Correspondenz“ soll nun doch eine würdige Nachfolgerin erhalten, und zwar in Form eines Organs der Reichsregierung. Dasselbe soll nach Art der „Provinzial-Correspondenz“, doch wesentlich erweitert in der Offizin der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ gedruckt und in der Wilhelmstraße redigirt werden.

Die Nationalliberalen haben einen neuen Wahlspruch für sich in Anspruch genommen. Zum Schlusse eines Leitartikels sagt nämlich das leitende Blatt der Nationalliberalen, die „Nationalliberale Korrespondenz“ wörtlich: „Wir sind stets erfunden worden — treu wie Gold!“ — So, das trifft zu, wenn man schon ein Dutzend Mal das Prinzip im Stiche gelassen, wenn man eben so oft das bei den Wahlen gegebene Wort gebrochen hat — dann „treu wie Gold?!“ Und doch haben die Herren nicht ganz Unrecht! „Treu wie Gold“ sind sie immer geblieben und werden sie immer bleiben — ihrer eigenen Kautschuk-Natur.

Die Lage der Stickereibranche im Voigtlande ist eine sehr traurige. In Folge der Ueberproduktion ist eine Geschäftsstockung eingetreten, die ein Sinken der Lohnsätze nach sich gezogen hat. Und was eine Verminderung des Verdienstes, der an und für sich schon der niedrigste war, für den Arbeiter bedeutet, braucht nicht erst gesagt zu werden. Allerdings behauptet ein Artikel aus Fabrikantenkreisen, daß eine Geschäftsstockung nicht eingetreten sei, er spricht aber selber davon, daß Stapelwaare angefertigt werde. Auch gesteht der Artikel ferner ein, daß die Kaufleute „etwas geringere Stickerlöhne“ zahlen, dafür würden „die Löhne auch manchmal während der Saison auf eine ungesunde Höhe getrieben.“ — Daß Gott erbarm! 13—14 Mark im Durchschnitt wöchentlich in der besten Zeit eine „ungesunde Höhe!“ — Zu gleicher Zeit aber mit jener fabrikantlichen Veröffentlichung bringt das gewiß in solchen Sachen unverfängliche „Leipziger Tageblatt“ aus Plauen folgende Notiz: „Die Lage der Maschinenstickerei ist immer noch eine sehr mißliche und die Löhne sind niedriger als vor 4 und 5 Jahren. Am wenigsten werden allerdings die Fabriksticker davon berührt; dagegen empfinden die Lohnsticker, die selbst eine Maschine besitzen, die Krisis am meisten.“

Auf politischem Gebiete herrscht in Dänemark augenblicklich etwas Ruhe; desto heftiger wird aber der Kampf in dem Mitte nächsten Monats zusammentretenden Reichstage werden. Nur die Sozialdemokraten sind thätig und bemüht, den Erfolg auszunutzen, den sie bei den letzten Wahlen errungen haben. Sie sind mit der Unthätigkeit nicht zufrieden, in welche ihre Verbündete bei den Wahlen, die Linke, verfallen ist. „Die Linke will eine Oppositionspartei sein,“ sagt das Hauptorgan der Sozialisten, „als eine solche Partei muß sie es aber verstehen, im richtigen Augenblicke einzugreifen, da in ihrem Rücken beständig neue Kolonnen, neue Ideen aufmarschiren, im Anfang als Bundesgenossen, später aber, wenn die Entscheidung ihnen zu lange währt, als Gegner. Wir (die Sozialdemokraten) wollen vorwärts. Wir haben keine Zeit, lange auf ein „Kabinet Berg (Führer der Linken)“ zu warten. Das nachwachsende Geschlecht nennt bereits andere Namen, und schon sind Schaaren von Wählern vorhanden, die sich andere Führer erkoren.“

Die Vormundschaft über die vierjährige voraussichtliche Thronerbin der Niederlande stellt einen Gesetzentwurf fest, der binnen Kurzem den holländischen Kammern zugehen wird. Die Königin Emma wird darin als Vormund bestellt und ihr zur Seite als Vormundschaftsräthe werden der Jonkheer

Van Reenen, Vizepräsident des Staatsrathes, sowie der frühere Kabinetschef van Lynden-Sandenburg und der frühere Minister Schimmelpenninck van der Oye genannt. Ferner heißt es, das jetzige holländische Kabinet Heemskerk gedenke mit Schluß der Kammersitzungen seine Entlassung zu geben. Die Premierschaft des sich umbildenden Kabinets würde der Justizminister Modderman übernehmen. Daraus läßt sich vielleicht schließen, daß die nächste Kammersession sich vornehmlich mit gewissen Aenderungen des Grundgesetzes und wohl auch der Feststellung der zukünftigen Regentschaft zu beschäftigen hätte.

Die englische Wahlreformbill ist im Oberhause gestrandet; nach zweitägiger Debatte wurde sie mit 205 gegen 146 Stimmen abgelehnt. Die Lords Kimberley, Derby, der Großkanzler und Lord Granville vertheidigten die Vorlage. Salisbury der Führer der Konservativen erklärte, die Torypartei wünsche keine Auflösung zu erzwingen. Je länger die gegenwärtige Regierung ihre egyptische Politik fortsetze, desto mehr werde sie sich unmöglich machen, aber in dieser großen Verfassungsfrage sei das Volk berechtigt befragt zu werden. Dessen Entscheidung würde die Torypartei achten. — Der Mißerfolg der Vorlage wird fast allgemein bedauert. Die Regierungsorgane drücken Entrüstung aus. Die „Daily News" sagt, das Oberhaus habe sich in einen Konflikt mit dem Unterhause und dem Lande eingelassen, der damit enden muß, daß es Funktionen einbüßt, die zu erfüllen es unfähig ist, und Privilegien, die es gemißbraucht hat. Das Parlament wird wahrscheinlich Ende Juli geschlossen werden, um im Oktober zur abermaligen Verhandlung der Wahlreform wieder zusammenzutreten. Verschiedene Kundgebungen haben gegen das Oberhaus stattgefunden und für Montag, d. 27. d. ist in London eine große Massenversammlung im Hyde-Park angesagt, welche gegen das Verhalten der Konservativen Peers protestiren soll.

Im englischen Unterhause brachte Labouchère die Entrüstung der Radikalen über das Oberhaus durch die Ankündigung zum Ausdruck, daß er bei dem Eintritte in die Ausschußberathung der Geldbewilligungen beantragen werde, „daß die Erfahrung gelehrt habe, daß eine zumeist aus Kirchenfürsten und erblichen Peers bestehende Kammer, die erwählten Vertreter des Volks oft daran verhindern, dem Willen der Nation zum Ausdruck zu verhelfen, und daß darum Schritte ergriffen werden sollten, um so rasch wie möglich diese verderbliche und böswillige Institution unmöglich zu machen."

Die französischen Finanzpolitiker der dritten Republik werden von einem grausamen Geschicke verfolgt. Es ist ihnen außerordentlich schwer die Bilanz im Voranschlage des Budgets herzustellen und dazu haben sie stets noch das Mißgeschick, daß die wirklichen Einnahmen hinter ihren Berechnungen zurückbleiben. Der Telegraph verbreitet wiederum mit lakonischer Kürze folgende vielsagende Meldung. „Die Einnahmen aus den indirekten Steuern im Monat Juni sind um 10 Millionen Frcs. hinter dem Voranschlage im Budget zurückgeblieben."

Geheimrath Dr. Koch hat vor dem Touloner Komité für die öffentliche Gesundheitspflege sich dahin ausgesprochen, daß die Cholera nach Toulon importirt worden sei und daß dieselbe sich nicht durch die Luft und durch direkte Berührung mit einem Cholerakranken, sondern durch die Exkremente von Cholerakranken übertrage. Früchte, Wasser und Getränke seien die gefährlichsten Beförderungsmittel, die auf den Bahnhöfen getroffenen Desinfektionsmaßregeln seien werthlos, vor Allem müßten Kleider und Waaren desinfizirt werden.

An der Cholera sind gestern von Morgens bis Abends in Toulon 5, in Marseille 9 Personen gestorben. In Aix ist von Dienstag Abend bis Mittwoch Abend kein Todesfall vorgekommen. Geh. Rath Koch traf in Marseilleein, wurde auf dem Bahnhofe von dem Präsidenten empfangen und besuchte alsbald die Hospitäler.

In Rußland kracht es nicht nur politisch, sondern auch wirthschaftlich. Katkow, der berühmte Panslavist und Redakteur der „Moskauer Ztg.", schildert die Lage der Moskauer Geschäftswelt in düsteren Farben. Bedeutende renommirte Firmen stellen die Zahlungen ein, die beginnenden Fallimente lassen einen ungünstigen Ausgang der Messe in Nischnei-Nowgorod befürchten. Katkow führt die Stockung, namentlich im Manufaktur-Handel auf die Ueberproduktion zurück und empfiehlt eine allmähliche Beschränkung der Leistungen der Fabriken. — Es ist nicht recht klar, was der große Deutschenfresser mit seinem Vorschlage will, vernünftigerweise könnte er nur eine Verkürzung der Arbeitszeit anrathen. Daran ist jedoch gegenwärtig in Rußland noch viel weniger zu denken, als anderswo. 1882 hat allerdings die dortige Regierung auch so einen „sozialreformatorischen" Anlauf genommen und ein Gesetz zur Beschränkung der Kinderarbeit wurde erlassen, aber wie sich bei dem musterhaft — bestechlichen russischen Beamtenpersonal denken läßt, höchst mangelhaft und ungenügend ausgeführt.

In Petersburg nahmen in den letzten Tagen die Verhaftungen größtentheils paßloser Personen derartige Dimensionen an, daß die städtischen Gefängnisse vollständig überfüllt sind. Die Verhafteten wurden per Etappe in die Heimath geschickt. Die Zahl der herumstreichenden sogenannten „Vagabunden" ist in diesem Jahre wegen des allgemeinen Nothstandes besonders groß.

Afghanistan scheint für die russische Begehrlichkeit das nächste Ziel der zentralasiatischen Eroberungspolitik zu sein. Jede Ausdehnung Rußlands nach Indien zu ist für England selbst verständlich Gegenstand der lebhaftesten Befürchtungen. So ist jetzt in Calcutta das Gerücht verbreitet, daß die Russen dem Emir von Afghanistan anläßlich der Einnahme von Maimene Geschenke und Glückwünsche sandten und daß er für den Ueberbringer derselben außerhalb der Stadt ein Haus herrichten ließ. Zwischen der indischen Regierung und dem Emir wird jetzt ein Meinungsaustausch bezüglich der Grenz-Kommission gepflogen. Erstere erwägt jetzt, wie man glaubt, Vorschläge des Höchstkommandirenden betreffs einer der Kommission beizugebenden Eskorte. Da gerüchtweise verlautet, daß die russische Eskorte aus einem Regiment Kavallerie, einem Bataillon Infanterie und einer Batterie Artillerie bestehen wird, herrscht die Ansicht vor, daß die englische Eskorte ebenso zusammengesetzt werden sollte. Der Emir wird wahrscheinlich ersucht werden, den Kommissären außer der britischen Eskorte Truppen beizugeben, um Reibungen mit den Nomadenstämmen zu verhindern. — Reibungen zwischen dem russischen und englischen Theil der Eskorte dürften gefährlicher sein.

Selbst der ergrauteste Journalist, so schreibt das „Berl. Tgbl.", wird heut mit einem gewissen Gefühl der Rührung den Londoner „Standard" aus der Hand legen, welcher eine Depesche aus New-York veröffentlicht, des Inhalts, daß die Verwaltung der Insel Kuba unter Zustimmung Spaniens auf fünfundzwanzig Jahre von Deutschland ausgeübt werden solle. Das hieße also Versatz oder Verpfändung Kubas an Deutschland auf vorläufig ein Vierteljahrhundert! Die Redaktion des Londoner „Standard" bitten wir ebenso herzlich als dringend, diesen Erpel — denn von einer Ente läßt sich hier nicht mehr reden — zur nächsten internationalen Vogel-Ausstellung anzumelden. Preiskrönung ist ihm sicher.

Japan hat das Studium der englischen Sprache in den Schulen der Präfektur Tschiba eingeführt. — In Bezug auf Choleragefahr schreibt die englische „Japanesische Ztg.": Cholerafälle kommen in Tokio durchaus nicht selten vor, obgleich dieselben von den Behörden so viel als möglich verheimlicht werden. Die Seuche ist in Japan zu allen Zeiten mehr oder minder im Keime vorhanden und die Behörden trachten jetzt danach, den Städten besseres Wasser zuzuführen und den Gesundheitszustand derselben zu heben. Damit sind allerdings große Ausgaben verknüpft. So wird die Einführung guten klaren Wassers in Yokohama allein 750,000 bis 1 Million kosten.

Parlamentarisches.

Dr. Max Hirsch hat nun doch endlich einen Wahlkreis zum — Durchfallen gefunden. Wie man hört, will er nämlich in dem 20. sächsischen Kreise, Zschopau kandidiren. Sein erstes Debüt ist recht kläglich ausgefallen; in einer Versammlung zu Zschopau, in welcher Dr. Max Hirsch über „Unsere politische Lage" sprach, trat ihm sein sozialdemokratischer Gegenkandidat, Cigarrenfabrikant Geyer aus Großenhain, mit großem Geschick entgegen, sodaß sämmtliche anwesende Arbeiter sich gegen Dr. Hirsch erklärten und derselbe schließlich nach der Versammlung nur in einer vertraulichen Besprechung von einem halben Dutzend Fabrikanten zum Kandidaten proklamirt wurde.

Die Getreuen in Jever, welche zugleich dort die nationalliberale Partei repräsentiren, haben sich nach der berühmten Heidelbergerei nun auch in Gang gesetzt, um der Fortschrittspartei den 2. Oldenburger Wahlkreis wieder zu entreißen. Gespannt darf man nun allerdings darauf sein, ob, nachdem der vorige Kandidat bei der Wahlbewegung erklärte, sich den Sezessionisten anschließen zu wollen und dieselben ja jetzt mit der Fortschrittspartei eins sind, der frühere Kandidat, Herr Landesgerichtsrath Rogemann auch wieder in den Schoß der Bennigstaner zurückgekehrt ist, wie die Getreuen in Jever. Eins aber gewiß, daß gerade diese Partei hier im 2. Oldenburger Wahlkreise wohl am allerwenigsten Aussicht hat, einen Sieg zu erringen, denn diese Herren haben hier so gründlich gewirthschaftet, daß sie bei der hiesigen Bevölkerung auf irgendwie erhebliche Stimmenzahl nicht mehr rechnen können. In der Gemeinde Bant ist z. B. das letztemal nicht eine einzige Stimme auf den nationalliberalen Kandidaten gefallen.

Lokales.

Die Lüftung unserer Eisenbahnwagen ist leider immer so mangelhaft, daß namentlich die Benutzung der Kupees dritter Klasse in der heißen Jahreszeit geradezu eine Plage zu nennen ist. Besonders macht sich dieser Uebelstand an Sonn- und Festtagen bemerkbar. Da sitzen 10, oft auch noch mehr Personen in einem engen, dumpfen Wagen zusammengepfercht. Wem es gelingt, einen Platz am Fenster zu erhalten, der kann sich glücklich preisen, vorausgesetzt, daß das Oeffnen beider Fenster nicht, wie es nur zu oft geschieht, von einem der Mitfahrenden wegen des entstehenden Zuges untersagt wird. So muß man denn in einer fast unerträglichen Atmosphäre aushalten, bis man am Ziel angelangt ist. Von den Endstationen fahren die Wagen meistens sofort, ohne erst einer gründlichen Ventilation unterzogen zu werden, nach Berlin zurück, um dort einen neuen Menschenschwarm aufzunehmen. Wenn es nicht möglich sein sollte, oberhalb der Wagen eine Vorrichtung anzubringen, welche, ohne die Passagiere zu belästigen, den Aufenthalt im Innern einigermaßen erträglich macht, so müßte auf andere Weise Abhilfe geschaffen werden. Dies kann dadurch geschehen, daß die Züge mehr Wagen als bisher gebräuchlich, führen, damit die Passagierzahl der Koupees auf 8 beziehungsweise 6 Personen herabgesetzt werden könnte. Außerdem müßten die Wagen bei ihrer Rückkehr nach Berlin nicht wieder sofort in Gebrauch genommen, sondern auf kurze Zeit ausrangirt und gehörig gelüftet werden. Das ist alles sehr schön, aber es ist im Grunde genommen hiermit allein noch nichts geholfen. Freilich angenehm ist es in keinem Falle in einem durchhitzten Eisenbahnwagen zu fahren, aber noch viel trauriger ist es, den ganzen Tag in einer mit allen möglichen Düften geschwängerten Wohnung zubringen zu müssen. Das ist leider bei vielen unserer Arbeiterfamilien der Fall. Man gehe nur in die Kellerwohnungen, auf dem dritten oder vierten Hofe, in die vierten und fünften Stockwerke der Hintergebäude, wohin den ganzen Tag kein erfrischender Luftzug dringen kann, wo verschiedene Kinder stundenlang eingeschlossen sitzen müssen, weil Vater noch Mutter Zeit hat, sich um dieselben zu kümmern, hier ist es unbedingt nothwendiger, daß für Luft und Licht gesorgt werden muß. Für die Vergnügungszügler ist es im Großen und Ganzen doch kein so großes Unglück, wenige Minuten in einem warmen Coupee zubringen zu müssen, denn fast sämmtliche Blätter der deutschen Haupt- und Residenzstädte für dieselben ins Mittel legen müssen. Wir leben jetzt in einer so unglückdrohenden Zeit, daß es uns gebotener erscheint, die von uns gerügten Uebelstände recht energisch aufzurollen, zu machen, als auf Sachen von viel geringerer Bedeutung.

Immer neue Vorzüge des Asphaltpflasters. Ein Asphalt-Pflasterung erfordert, so schreiben verschiedene Zeitungen, wenn sie gut sein soll, eine gehörige Zeit. Wird sie zu schnell hergestellt, so taugt sie nichts. Dies zeigt sich an der vollendeten Asphaltpflasterung der Brüderstraße. Hier hat man den Belag nicht gehörig mit dem glühenden Eisen verbügelt — geplättet sagt der Berliner. Die Folge ist, daß die Wagenräder Spuren wie im nassen Sande bilden, daß die Pferde mit dem Stollen ihrer Hufeisen durchtreten und dabei ganze Stücke aus dem Belag herausreißen, mit einem Wort, das Asphaltpflaster taugt eben nichts. Abgesehen davon, daß es den Straßen ein monotones, graues Ansehen giebt, es wohl als erwiesen zu betrachten, daß diese Art Pflaster geradezu als der Ruin vieler Pferdebesitzer zu betrachten ist. Möglich, daß junge feurige Thiere die glatte Bahn überaus gern, für abgetriebene, schwächliche Droschkenpferde, auf die schließlich auch Rücksicht zu nehmen ist, bildet das Asphaltpflaster ohne Widerrede „das gefährlichste Pflaster."

Schon wieder einmal! Bei dem Zeitungsschreiber Oscar Seefeldt, Stromstr. 30, Moabit, wurde am 10. eine Haussuchung abgehalten und daselbst folgende Bücher mit Beschlag belegt. — Süddeutsche Post Nr. 52, 51, 59, 56, 53, 54. Der arme Conrad, Jahrgang 1877—bunden, Neue Welt, 3 Bände 1876—78, der Omnibus

Wiedergefunden.*)

Erzählung von W. H.

(Fortsetzung.)

Den Kopf gestützt saß unser Freund Emil auf einer der Ruhebänke am See; seine Brust hob sich rasch, sein Herz klopfte fast hörbar. Der rasche Lauf vom Gasthof zur Post bis hierher hatte ihn noch aufgeregter gemacht. Nach und nach beruhigte sich das Blut. Er gedachte der schönen Abende, an denen er Angelika Klavierunterricht gegeben, der schönen Tage, an denen sie Arm in Arm den Uglei-See umwandert, bis das das Machtgebot der strengen Eltern Angelikas plötzlich den lieblichen Traum verscheuchte. Er gedachte des Stolzes seiner Angelika, mit welchem sie den Eltern erklärt hatte, nie und nimmer von ihm, von ihrem Bräutigam, lassen zu wollen; er gedachte ferner, wie sie in kindlicher Liebe ihren Eltern schließlich versprochen, nicht mehr mit ihm reden zu wollen, bis es ihr wieder erlaubt werde.

Aber er gedachte auch der vielen Todten, die da unten auf dem Grunde des Sees schlummerten, seines armen, armen Mütterchens, welches die Schande nicht zu ertragen vermochte, daß es ihm den Vater nicht nennen konnte; er gedachte seines fremden, harten Vaters, den er noch nimmer gesehen.

Nach und nach aber zerflossen die Gedanken in Träume; er träumte von der verwünschten Prinzessin, die dort unten der Erlösung harre, er träumte von dem Drachen, die sie behüteten, und die allmählig die Gestalten des Wirthes vom Uglei-See und des Hein aus dem Posthause annahmen.

So mochte Emil wohl eine Stunde gesessen und geträumt haben — da hörte er in der Nähe ein Geräusch. Er blickte auf — einer der beiden Drachen, der Hein vom Posthause, stand da.

Die Prinzessin muß erlöst werden — halb noch im Traume stürzte sich der junge Schullehrer auf seinen Feind.

„Lügner Du, Verleumder Du!" Und ein kräftiger Faustschlag hätte fast den riesigen Wirthssohn zu Boden gestreckt.

Mit einem fürchterlichen Fluche drang nun der Geschlagene auf seinen Angreifer; mit eisernem Griffe fühlte sich Emil umschlungen, er wehrte sich in Wuth und Verzweiflung, und schon merkte der wilde Hein, daß er am Ende gar seinen Meister gefunden habe; da verlor auf dem schlüpfrigen Boden Emils Fuß plötzlich den Halt. Hein stieß ihn mit kräftigem Ruck von sich und der Schullehrer rollte den Abhang hinab in den Uglei-See, dessen stille Wasser sich sofort über ihm schlossen.

„Mag er ertrinken", murrte Hein, „was braucht der Geck meine Pfade zu kreuzen. Vielleicht hat er auch schon mein Gewehr gesehen, und er würde, wenn er nicht unten in den Wassern ruhte, mich gar noch als Wilddieb angezeigt haben. Doch die Todten sind still."

Hein horchte noch einmal, über den Abhang hinaus gebeugt; dann rannte er dem Waldesdickicht zu.

Der See erglänzte ruhig im Mondenschein; die dunklen Ufer hallten leise wieder von den leichten Wellen, die sie umspielten, und von dem zarten Rosen, mit welchem die herniederhängenden Weidenzweige die herannahenden Wasser umschmeichelten.

Frühmorgens kam der Pfarrer in großer Eile auf das Wirthshaus am Uglei-See zugeschritten; trotzdem es kühl war, standen dem guten Herrn die dicken Schweißtropfen auf der Stirne.

Alles lag noch in Schlaf versunken; der Haushahn allein krähte dem frühen Gaste in die frische Luft entgegen. Der große Kettenhund schlug einmal kräftig an, doch erkannte er sofort den Ankömmling und legte sich freundlich knurrend und schweifwedelnd nieder.

Durch das Anschlagen des Hundes hervorgelockt, steckte die Magd aus dem nahen Viehstall den Kopf zur Thüre hinaus nnd eilte auf den Wink des Pfarrers herbei, der sie ersuchte, den Hausherrn zu wecken.

Bald erschien Herr Habermann in der Hausthüre; der Pfarrer theilte im flüsternd mit, daß der junge Schullehrer des Nachts nicht nach Hause gekommen sei; er vermuthe ein Unglück, da Emil gestern Abend ungemein erregt gewesen.

Der alte Habermann tröstete, indem er meinte, daß junge Leute, zumal Schullehrer, wenn sie in den Ferien seien, es mit der Zeit so genau nicht nähmen — Emil sei vielleicht noch in ein Nachbardorf gegangen und vielleicht bei guter Gesellschaft sitzen geblieben.

Doch der Pfarrer schüttelte ungläubig den Kopf.

Inzwischen war es im Hause lebendig geworden. Der frühe Besuch hatte die Neugierde geweckt. Frau Habermann mit ihrem Töchterchen erschienen in halben Negligee und erfuhren bald den Grund des zeitigen Besuchs.

Angelika erschrak und ging unbemerkt in das Haus zurück. Sie kleidete sich vollends an, nahm den Gartenschlüssel, durcheilte den Garten und trat in den Wald hinaus, der den See begrenzte. Vor einer dunklen Ahnung getrieben, eilte sie den Abhang hinab. Ihr Emil war gestern in einer unglücklichen Stimmung gewesen, er war nicht nach Hause gekommen, ihm war ein Unglück zugestoßen, sie konnte nur diesen einen Gedanken fassen.

Was kümmerte es sie, ob Emil der Verlobte einer andern sei, er war in Gefahr, er war vielleicht schon todt — da gab es keine Schranken mehr, und immer eiliger rannte Angelika den schroffen Abhang hinunter.

Der See lag schweigend und ruhig da; leise spielten am Ufer die schmeichelnden Wellen mit den tief herabhängenden Zweigen der Weidenbäume.

Ueber den Wassern lag tiefe Dämmerung; das Tageslicht war noch nicht so tief hinabgedrungen.

Angelika spähte aufmerksam umher; die Ufer des Sees waren noch ganz von schwarzen Baumschatten umgeben; man sah nur die Umrisse der über den Wasser sich neigenden Zweige. Das arme Mädchen, welches jetzt erst zur ruhigen Besinnung kam, rief laut den Namen ihres Geliebten; das brachte den Ruf zurück und überall an den Wassern hin leise: Emil, Emil!

Doch sonst blieb alles ruhig. Weshalb mußte denn auch gerade hier am Uglei-See sein? fragte sich Angelika; sie konnte sich keine rechte Antwort auf die Frage geben, war ihrem Gefühle, einer augenblicklichen Eingebung. Allmählich wurde es heller; Angelika, die auf einer Bank gesunken war, erhob sich und stieg den nächsten Abhang hinan, um von etwas höherem Standpunkte aus besseren Umblick zu können.

Da — was lag dort — ein Stück von einer Uhrkette aus dem feuchten weichen Rasen ihr entgegen. Hastig griff den Fund auf — ein gellender Schrei — Emils Kette kam dieselbe hierher? Bei näherem Zuschauen sah sie, daß der Boden ganz zerstampft war; hier mußte ein Kampf zwischen zwei Männern stattgefunden haben.

Angelika blickte wieder zur See zurück. Und dort, an Weidenstamme eine dunkle Masse — ein Mensch.

Das muthige Mädchen sprang den Abhang hinab, dem Jammerrufe: „Es ist mein Emil!" deugte sie sich zu der regungslose Menschenbild.

Der Kopf lag hoch auf einem Weidenstamme, während Unterkörper auf Weidenästen ruhend von den Wellen bespült wurde. Ein blutiger Riß auf der Stirne deutete an, daß beim Sturze der Kopf hart aufgeschlagen und wahrscheinlich eine Betäubung erfolgt war.

Mit aller Anstrengung hob Angelika den Kopf noch höher und legte ihn auf ihren Schooß; dann rieb sie die Stirn und die Pulsadern.

Ihre Bemühungen wurden sehr schnell belohnt. Emil hatte beim Sturze in den See allerdings einen harten Gang gethan, war aber dann auf herabhängende Weidenzweige gekommen, die sich mit ihm hinabgesenkt hatten, welche aber bald darauf, unterstützt durch eine leichte Welle, wieder gehoben und den Körper an das Ufer warfen, so daß nur der untere Theil desselben noch im Wasser lag. Emil war schon in der Nacht schon einmal aus seiner Betäubung erwacht, erinnerte sich dunkel, daß er mit großer Kraftanstrengung noch mehr emporgeschoben hatte; dann aber war er durch erneute Anstrengung wieder in die Betäubung zurückgesunken worden.

Nach einigen Minuten gelang es, den Halberstarrten verwundert auf seine Retterin blickte, etwas emporzurichten.

„Du hier, Angelika? Wie ist mir, war es ein Traum? Ha, ich weiß es jetzt, ich wollte den Drachen kämpfen, der meine holde Zauberfee gefangen hält — und bin ich unterlegen!"

„Komm, Emil, erhebe Dich, wir setzen uns zuerst auf die Bank dort — die Sonne ist eben aufgegangen und wird ihre Strahlen durch jene Lichtung herab, komm, stärke Dich etwas und dann rasch nach Hause, damit Du ruhen wirst."

Mit einiger Anstrengung gelang es dem jungen Lehrer, emporzukommen, er schüttelte sich einige Mal

*) Nachdruck verboten.

lalender pro 1880, die wahre Gestalt des Christenthums, Blut und Eisen, Berliner freie Presse 195, 23. 8. 78, Socialistische Theaterstücke 1—3, Großes Notizbuch. Alle diese Schriften wurden in je einem Exemplar vorgefunden.

a. **Die letzte rothe Mütze.** Sie naht heran mit Riesenschritten, die Zeit, in welcher es in Berlin nur noch Aktiengesellschaften und Großindustrielle geben wird. Jeder Erwerb des Einzelnen wird diesen Molochen zum Opfer fallen, man wird von den Einrichtungen unserer Väter sprechen wie von Sagen längst entschwundener Zeiten; die ältesten Leute, die sich bekanntlich niemals an etwas erinnern, werden ungläubig den Kopf schütteln, wenn sie vielleicht im Märkischen Museum keine rothe Mütze erblicken, eine rothe Mütze mit dem Messingschild, über die vielleicht der Katalog Auskunft giebt, daß sie der letzte Dienstmann in Berlin getragen hat. Dann wird man keine blaue Blouse mehr an den Straßenecken stehen sehen, die Kümmelpulle wird nicht mehr gemüthlich kreisen, die „Packetaktiengesellschaft" wird alle diejenigen dienstbaren Dienste besorgen, für die jetzt mancher verliebte Jüngling, manche schwärmerische Jungfrau noch den verschwiegenen Dienstmann nöthig hat. Es ist traurig, aber es ist so. Denn die Berliner Dienstmänner klagen jetzt schon laut darüber, daß ihre Existenz von Tag zu Tag mehr durch die ins Leben gerufene Berliner Packetfahrtgesellschaft gefährdet wird. Waren schon die Einkünfte der Dienstmänner, unter Leute befinden, vor der Inbetriebsetzung der Packetfahrt-Gesellschaft sehr schlechte, so sind sie jetzt noch um ein Bedeutendes geringer geworden. Es fällt geradezu für einen Dienstmann schwer, gegenwärtig den Lebensunterhalt für sich und seine Familie zu erringen. Unter den obwaltenden Verhältnissen ist es namentlich bei den älteren Dienstmännern nicht ausgeschlossen, daß sie, da sie einen anderen Erwerb nicht mehr ergreifen können, der Stadt zur Last fallen, und das hat mit ihren stolzen Wagen, ihren uniformirten Kutschern, ihren großartigen Reklamen die Packetfahrtgesellschaft gethan.

b. **So war's richtig.** Eine bedeutende Schlägerei zwischen Handwerkern und Umhertreibern entstand gestern Nachmittag auf dem Bauplatz an der Ecke der Kulmer- und Gr. Görschenstraße. Auf diesem Platze lagern für ca. 12000 M. Bretter und Bauholz, und unter demselben hatten Knaben im Alter von 8—11 Jahren im Uebermuth Feuer angezündet. Der Polier entdeckte rechtzeitig den Brand und verabfolgte den jugendlichen „Brandstiftern" eine gelinde aber gerechte Züchtigung. Drei, allem Anschein nach arbeitslose Umhertreiber, wollten Partei für die Rangen nehmen und sich an dem Polier vergreifen. Dies war das Signal zur Attaque. Alle Bauhandwerker nahmen Partei für ihren Vorgesetzten und prügelten die Angreifer weidlich durch, welche sich dann schleunigst aus dem Staube machten.

N. **Ein Vater als Lebensretter seiner Kinder ertrunken.** Von einem entsetzlichen Unglücksfall auf der Oberspree geht uns, nach an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen, folgende Mittheilung zu: Gestern Nachmittag um 5 Uhr unternahm der Stellmacher Drescher aus Berlin mit seinen vier Kindern im Alter von resp. 4 bis 10 Jahren eine Spazierfahrt in einem Segelboot. Zwischen Stralau und Treptow kenterte das Boot und sämmtliche Insassen fielen in die Spree. Herr D., als ein ausgezeichneter Schwimmer bekannt, hielt die Kinder, welche sämmtlich zu ergreifen ihm glücklich gelang, über Wasser, bis Schiffer herbeikamen und ihm Hilfe leisteten. „Retten Sie nur meine Kinder, ich komme nach," rief er den Rettern zu, welche auch die mit dem Tode Ringenden bargen und ans Land brachten. Um den Vater kümmerte man sich anfänglich weniger, weil, wie schon gesagt, derselbe als ein ausgezeichneter Schwimmer bekannt war. Als derselbe aber nicht wieder zum Vorschein kam, forschte man weiter nach und endlich um 7 Uhr zog man D. als Leiche aus dem Wasser. Bei seinem Rettungswerk hatten ihn die Kräfte verlassen. Die Leiche wurde nach der Stralauer Leichenhalle geschafft und das Boot, welches ebenfalls an das Land gebracht wurde, vorläufig dem Amtsvorsteher zur Verwahrung übergeben.

N. **Ein frecher Einbruchsdiebstahl**, bei welchem die Thäter ein recht einträgliches Geschäft machten, wurde in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch in der Annenstr. 26 verübt. In dem benannten Hause liegt vom Eingang rechts der Boden der Conza'schen Schleifanstalt, welche vorn den Abfertigungsraum für Käufer bildet und dem Hofe zu den Waarenraum und das Komptoir enthält. In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch haben sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Diebe einschließen lassen und sich durch gewaltsames Oeffnen einer nach hinten belegenen Thür Eingang verschafft. Die Thäter, welche mit der Lokalität genau betraut gewesen sein müssen, entwendeten eine Waarenmasse im Betrage von ca. 1500 Mk., haben allem Anschein nach auch einen Versuch gemacht, den Geldschrank zu erbrechen, allein erfolglos. Nachdem die Diebe in einer nicht wiederzugebenden Weise den Laden verunreinigt hatten, suchten sie das Weite. Die sofort benachrichtigte Kriminalpolizei hat zur Ermittelung der Thäter alle Hebel in Bewegung gesetzt und hoffentlich gelingt es ihr auch, derselben habhaft zu werden.

B. **Von einem bedauerlichen Unglücksfall** wurde gestern Nachmittag der 1½ Jahre alte Sohn des Schneiders W., Markusstr. 4, wohnhaft betroffen. Der unbeaufsichtigte Kleine fiel die Treppe hinab und erlitt einen Bruch des Oberschenkels. Der Verletzte mußte in einem Krankenhause Aufnahme finden. Diese traurigen Unglücksfälle rühren meistens davon her, daß den Eltern wirklich die Zeit fehlt, ihre kleinen Kinder zu beaufsichtigen.

p. **Laßt wenigstens die Frauen in den Wohnungen zurück**, sie sind daselbst wirklich nothwendiger als in den Fabriken. Wie oft wird dieser Mahnruf noch ungehört verhallen, und wie viele sich selbst überlassenen Kinder werden noch in Folge der Armuth ihrer Eltern, in Folge des Druckes, der auf den arbeitenden Klassen ruht, in Folge der zwingenden Nothwendigkeit, daß Mann und Frau rastlos für den Erwerb außerhalb der Wohnung thätig sein müssen, hinweggerafft werden? Auch gestern Abend entriß der unerbittliche Tod wieder einem tiefbetrübten Elternpaar ihr jüngstes Kind. Der 2½-Jahre alte Sohn des Tischlergesellen Werther Hermann-Straße 11 in Rixdorf wohnend, befand sich in Begleitung seines älteren Bruders in der Nähe des Rollkruges und wollte, als dieser ihn unbeaufsichtigt ließ, den Fahrdamm überschreiten, als der Kleine von einem in schnellem Tempo daherkommenden Pferdebahnwagen erfaßt und über den Leib gefahren wurde. Der Tod trat sofort ein. Beide Kinder waren im Begriff gewesen, ihren auf Arbeit befindlichen Eltern entgegenzugehen. Der Jammer derselben, als sie bei ihrer Rückkehr von dem Vorfall hörten, war erklärlicherweise ein unbeschreibbarer. Wie Zeugen bekunden, soll den Kutscher, der die nöthigen Warnungssignale rechtzeitig gegeben, den Wagen aber nicht mehr zum Stillstehen bringen konnte, keine Schuld treffen. Sprechen derartige Unglücksfälle nicht deutlicher, nicht ergreifender als die schönsten, bestdurchdachtesten Reden? Kann es angesichts solcher erschütternden Thatsachen auf der Welt noch einen fühlenden Menschen geben, der nicht mit aller Macht den Gedanken vertritt, daß dafür — gleichviel wie — gesorgt werde, daß wenigstens die Mutter den Tag über bei ihren Kindern bleiben kann? Sollten wirklich nicht Zustände geschaffen werden können, die es ermöglichen, daß Eines Mannes Arbeit zur Befriedigung der Familienbedürfnisse ausreicht? Es ist wirklich die unabweisbare Pflicht eines Jeden, mitzuarbeiten an der Abschaffung der entwürdigenden Frauenarbeit, man soll nicht denken, daß das Herz der Arbeiterfrau weniger heiß für ihre Kinder schlägt als das Herz der hochgeborenen Gräfin.

b. **Ein Thier in Menschengestalt** ist der in Rixdorf in der Prinz Handjery-Straße wohnende Händler Nikolaus Baromtschuck aus Rußland. Derselbe verübte Sittlichkeitsverbrechen der scheußlichsten Art an drei Mädchen im Alter von sechs resp. sieben Jahren Bei seiner Verhaftung setzte sich B. der Gefahr aus, auf offener Straße gelyncht zu werden, nachdem seine Handlungsweise in der Ortschaft bekannt geworden war. Da wäre dem Unmenschen Recht geschehen.

Gerichts-Zeitung.

R. **Zu früh abgeputzt.** Vor dem Schöffengericht sollte sich der Maurer Lubusch verantworten, weil er mit mehreren Kollegen an einem Neubau in der Steglitzerstraße zu früh abgeputzt hatte. Der Angeklagte war zum Termin nicht erschienen; der Gerichtshof beschloß trotzdem in die Verhandlung einzutreten. Ein Polizeiwachtmeister bekundete, daß der Angeklagte schon am 22. April an dem Neubau abgeputzt habe, während erst am 13. Mai nach der Baupolizei-Ordnung hätte geputzt werden können. Das Schöffengericht erkannte auf 15 M. oder 3 Tage Haft.

R. **Groben Unfug** soll der Arbeiter Pahling verübt haben dadurch, daß er das Haus Lützow-Str. 68 verunreinigte. Der Angeklagte giebt dieses vor dem Schöffengericht zu, behauptet jedoch, der Portier habe ihn nicht nach den Hof durchgelassen und da er sich nicht länger habe halten können, weil er einen doppelten Bruch habe, so sei er zu der Verunreinigung gezwungen gewesen. Ein als Zeuge vernommener Kriminalbeamter giebt zu, daß der Portier des Hauses den Angeklagten fortgewiesen habe, doch sei der Lützow-Platz, auf welchem eine Bedürfniß-Anstalt sei, nicht weit von dem Hause ab und hätte der Angeklagte wohl noch dorthin gehen können. Der Angekl. behauptet, daß er nicht mehr im Stande gewesen sei, den Platz zu erreichen, auch sei nebenan kein Haus offen gewesen. Der Amtsanwalt beantragte einen neuen Termin und Untersuchung des Angeklagten durch den Geheimen Medizinalrath Dr. Wolff. Das Schöffengericht beschloß demgemäß.

R. **Einen zweiten groben Unfug** soll der Arbeiter M. verübt haben. Amtsanwalt: „Sind Sie schon einmal wegen groben Unfugs bestraft?" — Angekl.: „Wegen groben Unfug noch nicht!" Amtsanwalt: „Sagen Sie die Wahrheit, Sie sind gewiß schon wegen Unfug bestraft!" Angekl.: „Ja, wegen Unfug wohl, aber nicht wegen groben Unfug!" (Heiterkeit bei den Zuschauern.) Amtsanwalt: „Nun sehen Sie! Gewiß schon öfter wie einmal?" Angekl.: „Ja, einigemale." Amtsanwalt: „Ich rathe Ihnen, nehmen Sie Ihren Einspruch zurück. Sie thun besser!" Angekl.: „Ich nehme meinen Einspruch zurück!" Präsident: „Dann ist die Sache erledigt."

R. **Ein Bild des Elends** entrollte eine gestrige Verhandlung vor dem Schöffengericht. Angeklagt war der Arbeiter Stahlmann 1) wegen Uebertretung, 2) wegen wissentlich falscher Meldung. Nach der Polizei-Verordnung vom 17. Dezember 1880 muß für jeden Schlafburschen resp. Aftermiether ein bestimmter Raum vorhanden sein, auch muß jede Person innerhalb einer bestimmten Frist an- resp. abgemeldet werden. In beiden Punkten hatte Angeklagter gesündigt. Die Verhandlung ergab, daß der Angeklagte eine Stube von 5½ Mt. lang und 2½ Met. breit mit seiner Familie, welche aus Mann, Frau und 4 Kindern besteht, bewohnt, doch außerdem noch die unverehelichte Lottermoser mit ihrem zwei Jahre alten Kinde bei sich in dieser Stube aufgenommen hatte. Der Angeklagte hatte trotz mehrmaliger Aufforderung der Polizei die L. weiter bei sich wohnen lassen; schließlich jedoch am 8. April bei der Polizei als verzogen abgemeldet. Eine Recherche des betreffenden Polizei-Reviers stellte jedoch fest, daß die L. bis zum 14. April noch bei dem Angeklagten wohnte und wurde nun von Seiten der Polizei der Angeklagte denunzirt. In der gestrigen Verhandlung bekundete der Polizeiwachtmeister, daß von Seiten des Reviers mit größter Nachsicht verfahren sei, das große Elend in der Familie des Angeklagten, dessen Frau im Wochenbette gelegen habe, — habe diese Nachsicht hervorgerufen. Das Schöffengericht erkannte für die erste Uebertretung auf 5 Mk., für die wissentlich falsche Abmeldung auf das niedrigste Strafmaaß von 20 Mk., resp. zusammen 25 Mark oder 5 Tage Haft.

Ein sensationelle Prozeß gegen die Fälscher russischer Rubelnoten gelangte gestern vor dem Schwurgericht des Landgerichts I zur Verhandlung. Am 29. März cr. wurden hierselbst drei Personen zur Haft gebracht, gegen welche der Verdacht der Falschmünzerei durch die bei ihnen vorgefundenen Maschinen und Platten bis zur Evidenz bestätigt wurde. Es waaren dies ein russischer Gutsbesitzer, Peter Wydrix, der hierselbst in der Zionskirchstraße wohnhafte Graveur Dünkel und der ebnfalls hier ansäßige Schneidermeister Johann Nowack, und sind es diese drei Personen, die auf der Anklagebank Platz zu nehmen haben. der erste Angeklagte, Wydrix, ist der Anklage nach der Leiter der verbrecherischen Thätigkeit gewesen, Dünkel hat die Falsifikate — 25-Rubelnoten — angefertigt und Nowack den Vertrieb derselben übernommen. Der der Anklage zu Grunde liegende Thatbestand ist folgender: Im Herbste v. J. enthielten einige hiesige Blätter eine Annonce, laut welcher ein geschickter Graveur zur Ausführung lithographischer Arbeiten gesucht wurde. Der Graveur Dünkel trat als Bewerber auf und erhielt daraufhin den Besuch des Russen Wydrix, der ihn zur Probe einige kleine Arbeiten ausführen ließ, welche zur vollen Zufriedenheit des Auftraggebers ausfielen. Es entspann sich zwischen Beiden im Laufe der Zeit ein freundschaftliches Verhältniß, welches sich besonders durch gemeinschaftliches Zechen auf Kosten des Russen bestätigte. Bei einer solchen Gelegenheit, als sich Dünkel in ziemlich animirter Stimmung befand, gelang es der Ueberredungskunst Wydrix, den Graveur zur Theilnahme an seinen Plänen zu bewegen. Der Letztere übernahm es seinerseits, den ihm seit längerer Zeit bekannten Schneidermeister Nowack als Komplizen zu engagiren den er aus dem Grunde für eine passende Persönlichkeit zum Vertriebe der Falsifikate hielt, als derselbe mit einer Anzahl hiesiger Bankiers in Verbindung stand. Nowack ging darauf ein und Dünkel machte sich an die Herstellung der Platten ꝛc. Nach mehreren Monaten zeigte derselbe dem Wydrix einen von ihm hergestellten Rubelschein, der den ächten täuschend ähnlich sah. Nunmehr reisten Wydrix und Dünkel nach Hamburg, wo es ihnen sicherer sahen, als in Berlin und Nowack ließ sich den Vertrieb der Falsifikate nach Preußen angelegen sein. Ab und zu ließen sich Wydrix und Dünkel in Berlin sehen und besonders den Umstand, daß der Letztere viel Geld drauf gehen ließ und häufig mit 25 Rubelnoten bezahlte, lenkte die Aufmerksamkeit der Polizei auf ihn, welches wiederum zur Folge hatte, daß der Verdacht gegen Wydrix, der häufig in seiner Gesellschaft gesehen wurde, von Neuem Nahrung erhielt. Besonders ein in der Rosenthalerstraße belegenes Café wurde häufig von Dünkel besucht und hatte der Kellner auch einen 25 Rubelschein anstandslos in Zahlung genommen. Der am nächsten Tage für gefälscht erkannt wurde. Als in der nächsten Nacht sich Dünkel wieder einstellte wiederum mit einer 25 Rubelnote zahlen wollte, wies der Kellner diese zurück und präsentirte zugleich den bereits angenommenen mit der Bemerkung, daß derselbe falsch sei. Der Gast schien keineswegs darüber erregt, nahm vielmehr die Scheine zurück und zahlte den Betrag aus. Ein anderer Gast, der diesen Vorgang beobachtet hatte, schöpfte Verdacht, weckte den in der Nähe wohnenden Kriminalkommissär Weien und dieser erwirkte die Verhaftung des Verdächtigten, bei dessen Durchsuchung noch zehn falsche 25-Rubelnoten gefunden wurden. Dünkel legte sofort ein Geständniß ab, gab jene Komplizen an und am nächsten Tage erfolgte auch deren Verhaftung. Wydrix hatte bereits Lunte gerochen, er wurde verhaftet, als er im Begriffe war abzureisen. — Die Verhandlung, zu welcher zwei Tage angesetzt sind, wird vom Landgerichtsrath Brausewetter geleitet, die Anklagebehörde durch Staatsanwalt Stephan vertreten. Als Vertheidiger fungiren Rechtsanwalt Dr. Friedmann für Wydrix und Nowack, R.-A. Löwenfeld für Dünkel. Nur den Vertretern der Presse war der Zutritt gestattet. Es wird mit der Vernehmung der Angeklagten begonnen und zwar deshalb mit dem zweiten Angeklagten Dünkel, weil dieser ein offenes Geständniß ablegen zu wollen erklärt, während Wydrix und Nowack jede Schuld bestreiten. Dünkel schildert denn auch Punkt für Punkt die verbrecherische Thätigkeit der Angeklagten, wie die Anklage dieselbe skizzirt. Erwähnenswerth ist in seiner Aussage, daß er und Wydrix bereits in Hamburg eine Kiste mit Werkzeugen, Platten ꝛc. zur Herstellung von Rubelnoten dienend, in die Elbe versenken, als sie sich daselbst unsicher zu fühlen anfingen. Der Angeklagte Wydrik giebt an, daß er Reisen von Rußland nach Deutschland unternommen habe, weil er ein Gut oder eine passende Stelle als Landwirth haben wollte und erklärt sich für unschuldig. Präs.: Es befinden sich unter ihren mit Beschlag belegten Sachen eine Menge Instrumente, als Walzen, Platten ꝛc., was wollten Sie damit? Angekl.: Ich wollte Sie zur Lederfabrikation verwendeu. Präs.: Ich denke, Sie sind Landwirth? Angekl.: Jawohl, weil ich aber nichts Passendes fand, wollte ich diese Fabrikation erlernen, besonders wollte ich aus Kalbleder imitirtes Krokodilleder machen, wie es zur Portemonnaifabrikation gebraucht wird. Präs.: Was führte Sie denn nun nach Berlin? Angekl.: Ich wollte hier die Maschinen machen lassen. Präs.: Wo haben Sie sie anfertigen lassen? Angekl: Beim Fabrikanten Ehling. Präs.: Ist Ihnen der Angeklagte Dunkel bekannt? Angekl.: Jawohl, aber nur oberflächlich. Präs.: Wo haben Sie ihn kennen gelernt? Angekl.: Ich glaube in irgend einem Café. Präs.: Haben Sie sie nicht mit ihm vereinigt, um falsche Rubelnoten herzustellen. Angekl: Nein. Präs.: Wann wurden Sie zuerst verhaftet? Angekl.: Am 5. Dezember v. J. Präs.: Dann reisten Sie nach Rußland? Angekl.: Jawohl. Präs.: Wie lange blieben Sie da? Angekl.: Ungefähr 3 Wochen. Präs.: Sind Sie nicht vorher einmal mit Dunkel nach Hamburg gereist? Angekl.: Ich habe ihn da zufällig getroffen. Präs.: Wo haben Sie da gewohnt? Angekl.: Zuerst im Hotel Bismarck, dann bei einer Frau Krause. Präs.: Sind Sie nicht am 25. Dezember nach Königsberg gereist? Angekl.: Ja. Präs.: Mit Dunkel? Angekl.: Nein, allein, von Dunkel weiß ich nichts. Präs.: Wie kommt es denn, daß im Fremdenbuche des Hotels de l'Europe in Königsberg unterm 27. Dezember eingetragen steht: Wydrix, Gutsbesitzer und Dunkel, Graveur? Angekl.: Das begreife ich nicht, ich weiß von Dunkel nichts. Präs.: Als Sie am 27. März wieder abreisen wollten, wurden Sie auf dem Bahnhofe verhaftet. Man fand bei Ihnen nur eine Baarschaft von 75 Pf. vor, damit konnten Sie sich doch nicht auf die Reise begeben? Angekl.: Nein, aber ich beabsichtigte einen Theil meiner Sachen zu versetzen. Präs.: Wo haben Sie hier gewohnt? Angekl.: Im Hotel Riga. Präs.: Welche Zimmernummer? Angekl.: Nr. 17. Präs.: Gleich nach ihrem Fortgange fand man auf dem Thürgesims 15 falsche Noten à 25 Rubel liegen, wie sind die dahin gekommen? Angekl.: Das weiß ich nicht. Präs.: Es sind aber Noten von derselben Sorte, wie sie bei Dunkel vorgefunden worden sind. Angekl. zuckt schweigend mit den Achseln. Präs.: Angeklagter sehen Sie nicht ein, daß es am besten für Sie, wenn Sie die Wahrheit gestehen? Angekl.: Herr Präsident, es ist so wie ich sage. Präs.: Nun Sie sind ja nicht verpflichtet uns die Wahrheit zu sagen, aber wir ebensowenig, Ihnen zu glauben. Hiermit ist das Inquisitorium dieses Angeklagten beendet und es kommt der 3. Angeklagte an die Reihe. Derselbe besitzt in der Kanonierstraße 29 ein größeres Herrengarderobengeschäft. Nach seiner Angabe erschien am 9. März cr. ein Herr in seinem Geschäft, der sich Baranowicz nannte und eine Empfehlung eines Kunden Markiewicz ausrichtete, um hier 900 Mark diverse Anzüge und andere Kleidungsstücke zu bestellen. Als Draufgeld habe Baranowicz 6 Stück 25-Rubelnoten bezahlt, die er als echt erkannt und anstandslos ausgegeben habe. Nachdem der Angeklagte Künkel dem Nowack vorgehalten, daß er ihm 40 Stück 25-Rubelnoten zum Umwechseln gegeben habe, räumt dies der Letztere ein, behauptet aber, daß es ihm nie in den Sinn gekommen sei, an der Echtheit der Rubelscheine zu zweifeln. Von den erhaltenen 42 Stück habe er 36 ausgegeben, 6 Stück seien bei ihm mit Beschlag belegt worden. — Nach einer halbstündigen Pause wird in die Beweisaufnahme eingetreten, deren erster Theil sich auf die Vernehmung derjenigen Personen erstreckt, bei denen die Falsifikate verausgabt worden sind. Es sind dies vier verschiedene

---

erstarrten Glieder wieder gelenkig zu machen und wanderte dann am Arme seiner wiedergefundenen Braut zu der nahen Bank.

Wenige Worte genügten, um den Vorfall aufzuklären; länger allerdings dauerte es, um die Kette von Mißverständnissen zu entwickeln, welche sich um das Geschick der Liebenden geschlungen hatte.

„So — jetzt sind es nur noch deine Eltern, die wir zu besiegen haben," sagte freudig der junge Schullehrer, dem die Sonne und mehr noch das Glück, seine Angelika, wiedergefunden zu haben, neues warmes Leben eingehaucht hatte; „wir können warten, meine Stellung in Kiel ist eine solche, daß ich es in einigen Jahren zum Direktor einer Bürgerschule bringen kann."

„Ja, lieber Emil, warten wollen wir; aber vielleicht werden meine Eltern nach den letzten Vorgängen nicht mehr so hart sein und ihr Jawort fernerhin versagen. — Doch wir wollen gehen, du mußt eine Tasse heißen Thee trinken und mich in ein warmes Bett legen, sonst wirst du mir, nachdem ich dich eben wiedergefunden, doch noch ernstlich krank."

Beim Aufstehen noch eine heiße Umarmung und ein heißer Kuß — ein jäher Schrei schreckte sie aus ihren Liebesergüssen. Sie blickten sich um und sahen am Waldesrande im Schatten eine Gestalt verschwinden, die sie an der Kleidung als Amanda erkannten.

Da Emil zu fröstelu anfing, stieg das Liebespaar so schnell es möglich den Abhang hinauf und eilte dem Wirthshaus am Uglei-See zu.

Als Angelika vor einigen Stunden in aller Hast das Haus verlassen hatte, waren auch die Gäste, Herr Hausburger mit Tochter und dem biedern Doktor Wernheim, gegen ihre Gewohnheit sofort aufgstanden, da sie sie gehört hatten, daß irgend ein unliebsames Ereigniß stattgefunden habe.

Man berathschlagte, was zu thun sei. Herr Habermann mit dem Senator wollten zunächst ein größeres Dorf in der Nähe gehen und dort Erkundigungen nach Reichelt einziehen; von dort wollten sie nach Eutin fahren und nachforschen, ob Emil in einem Anflug von Verzweiflung nach Kiel zurückgekehren sei. Während dessen sollten der Pfarrer und Fräulein Amanda den Wald durchforschen, Doktor Wernheim erbat sich, im Gasthof zur Post zu warten und dort jeden Einkehrenden nach Emil zu fragen. Frau Habermann mußte zuhaus bleiben und den Verlauf abwarten.

So war der Schlachtplan in aller Eile beim Kaffee entworfen worden, und man fortgeeilt, ein jeder, seine Pflicht zu thun. In dem Wirrwarr hatte man Angelika ganz vergessen.

Nachdem Frau Habermann allein war, fiel ihr das Töchterchen plötzlich ein; sie rannte in die Küche, in den Keller, auf den Boden, in die Ställe, in den Garten, und überall hörte man den Ruf: „Angelika!", der aber ohne Antwort blieb.

Ganz erschöpft sank die alte Frau auf eine Bank in einer Laube nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Bankiers, welche die Falsifikate anstandslos von dem, ihnen als gut situirten Schneidermeister zur Umwechselung acceptirt haben. Maurer Boressers aus Hamburg hat dem Angeklagten Dunkel während dessen Aufenthalts in Hamburg eine Stube vermiethet. Sein Miether habe eine große, sehr schwere Kiste mit sich geführt, deren Inhalt geren Inhalt dem Zeugen unbekannt geblieben. Wenn Dunkel von einem Gutsbesitzer Wyrisz Besuch erhalten, welches gar häufig der Fall gewesen sei, dann hätten diese Beiden sich eingeschlossen. Häufig habe er, der Zeuge, sowie auch seine Frau, die Wahrnehmung gemacht, daß ihr Miether die ganze Nacht hindurch Licht gebrannt habe; womit derselbe sich beschäftigt habe, wisse er nicht. Eine Anzahl anderer Zeugen bekundet, daß der Verkehr zwischen den Angeklagten Dunkel und Nowack ein ziemlich reger und freundschaftlicher gewesen.

Gegen 4 Uhr wurde die Sitzung bis morgen vertagt.

Zur Arbeiterbewegung.

Berichtigung. In dem Bericht in Nr. 81 über die Tischlerversammlung, Lothringerstr. 37 muß es am Ende heißen: . . . und Herr Krug, daß der Meister Aug. H. (Wallisadenstraße) einem Gesellen dafür, daß er einen halben Tag versäumt, vom Wochenlohn 5 Mk. abgezogen und die seiner Zeit bewilligten 10 pCt. ebenfalls nicht ausgezahlt habe.

Folgender Aufruf an die Schmiede Berlins geht uns zur Veröffentlichung zu! Kollegen, am 19. Juni tagte eine von zirka 400 Schmieden besuchte Versammlung in den „Gratweilschen Bierhallen" in welcher nach einem Referat des Gürtlermeisters Herrn Kreuz folgender Beschluß einstimmig gefaßt wurde; Die heute in den Gratweilschen Bierhallen tagende Versammlung Berliner Schmiede erklärt mit allen gesetzlichen Mitteln für freie Hilfskassen wirken zu wollen und beschließen zur Zentral-Kranken- und Sterbekasse der deutschen Wagenbauer über zu treten. Kollegen, die von Euch gewählte Kommission ersucht hierdurch Alle diejenigen, welche sich in die damals ausliegenden Listen eingezeichnet haben, resp. es noch Willens sind, in den unten bezeichneten Zahlstellen der Kasse, ihre Mitgliedsbücher in Empfang zu nehmen. Wir bitten auch alle diejenigen Kollegen welche sich bisher an der Bewegung noch nicht betheiligt haben, sich ihr Selbstbestimmungsrecht durch den Beitritt zu der freien Hilfskasse wahren zu wollen. Meldungen werden entgegen genommen 1. für den Osten bei Gustav Seehaus, Memelerstr. 34 v. II., täglich Abends von 7—9 Uhr und Sonntags bis Mittags 1 Uhr; 2. für den Südosten, bei Herrn Friedrich, Schönleinstr. 12 III; 3. für den Südwest, bei H. Hoffmann, Blumenthalstr. 5. v. IV; 4. für den Nordwesten, bei Herrn Junge, Borsigstr. 25 Hof part.; 5. für den Norden, bei Herrn Pritzkow, Gerichtsstr. 64 parterre täglich Abends. Die Bedingungen sind: 1. die ärztliche Untersuchung fällt weg; 2. die Nachzahlung der schon früher mal dieser Kasse angehörenden ist erlassen; 3. die Altersgrenze kann überschritten werden; 4. der Beitritt muß spätestens bis zum 10. August erfolgt sein. Mit kollegalischen Gruß die Kommission der Berliner Schmiede.

J. A. H. Hoffmann, E. Drewitz, M. Walter.

Alle arbeiterfreundlichen Blätter werden um Abdruck gebeten.

hr. **In einer Versammlung der Schneider aller Branchen,** welche am Mittwoch im Germania-Theater, Weinbergsweg 10, stattfand, wurde zuerst „die Aufgabe der Lohnkommission" besprochen. Herr Pfeiffer, der Vorsitzende der Lohnkommission, sprach sich dahin aus, daß diese Kommission die Aufgabe habe, nicht nur in Bezug auf die zu niedrigen Löhne, sondern auch in Bezug auf alle anderen Mißstände, wie übermäßiglange Arbeitszeit, gesundheitswidrige Beschaffenheit der Arbeitsräume u. dergl. mehr, eine Besserung herbeizuführen. Zur Lösung dieser Aufgabe habe die Kommission Unterstützung seitens aller Kollegen nöthig. Jede Werkstatt müsse durch einen Delegirten bei der Kommission vertreten sein; die Zahl der Delegirten, die zur Zeit erst 24 betrage, müsse auf mehrere Hunderte anwachsen; der Anschluß an den bestehenden Fachverein müsse eine einheitliche große Organisation der Arbeitnehmer und durch Zahlung des auf 10 Pf. wöchentlich festgesetzten Beitrags seitens eines jeden der 9000 Kollegen in Berlin der Unterstützungsfonds geschaffen werden, welcher es möglich machen werde, der maßlosen Ausnützung der Arbeitskraft der Arbeiter durch die Arbeitgeber ein Ende zu machen. Herr Gischaneck berichtete über die Lohnverhältnisse bei Scheer, Linienstr. 80, bei Fabrikant Borchert, Gipsstr. 11, bei Voß, Weinmeisterstr. 1/2, und bei Klamm, Weinbergsweg 3a, und wies nach, daß bei den von diesen Herren gezahlten Stücklöhnen, ein tüchtiger Schneider, wenn er zusammen mit seiner Frau von früh bis spät fleißig arbeite, kaum 20 Mark wöchentlich verdienen könne. An jedes der beiden Referate schloß sich eine lebhafte Diskussion. Fast alle Redner sprachen sich dahin aus, daß der Kampf zuerst in der Konfektionsbranche durchgeführt werden müsse. Die leider wenig zahlreiche Versammlung sprach schließlich in einer Resolution ihre Uebereinstimmung mit den Ausführungen der Referenten aus und verpflichtete sich, den Fachverein und die Lohnkommission in ihren Bestrebungen nach Möglichkeit zu unterstützen.

—h. **Die außerordentliche Generalversammlung der Tapezierergehilfen,** zu welcher die unlängst in Sachen der Krankenkassenfrage gewählte Tapezierergehilfen-Kommission alle Tapezierergehilfen eingeladen hatte, war von einigen hundert Theilnehmern besucht und unterzog, unter dem Vorsitze des Herrn Sander, nach Anhörung eines sehr interessanten, und von den Zuhörern überaus beifällig aufgenommenen Vortrages des Tischlermeisters Paul Schulz über „Submissionswesen und Stück- oder Zeitlohn (Akkord- oder Lohnarbeit)", sowohl dieses Thema, als auch das den zweiten Punkt der Tagesordnung bildende, über welches unter vielem Beifall Herr Sander referirte, nämlich den zu empfehlenden Anschluß der hiesigen und aller deutschen Tapezierergehilfen an die soeben gegründete (Hamburger) Zentral-Kranken- und Sterbe-Kasse (E. H.-K.) der Tapezierergehilfen Deutschlands, sowie die Unterschiede zwischen den freien Hilfskassen einerseits und den Zwangs- (Orts- oder Gemeinde- ꝛc.) Kassen andererseits, einer mehrstündigen animirten Diskussion. In derselben wurde gelegentlich der fast allseitig ausgesprochenen Verurtheilung des die „Schundarbeit" fördernden und die Arbeiter vielfach schädigenden Stücklohnsystems als warnendes Exempel die hiesige Schmettau'sche Werkstätte hingestellt und scharf verurtheilt, welche für große Militär-Matratzen nebst Zubehör (Lieferungsarbeiten im Auftrage der hiesigen Garnisonsverwaltung, kaum je dagewesene Schund-Stücklöhne bezahlen soll, nämlich für vollständige Anfertigung einer solchen Matratze 35 Pf. und für die eines Keilkissens 5 Pf. (!). — Fast alle Redner sprachen sich (im Sinne des Referenten) für Anstrebung eines fixen Minimallohnes von 21 Mk. wöchentlich aus. Ebenso entschieden wurde das Prinzip des Zuschlages der Arbeit an den Mindestfordernden beim Submissionswesen verworfen. Die entschieden überwiegende Stimmung der Versammlung für den Austritt aus der alten Gewerkskasse (der von den hiesigen ca. 1500 Tapeziergehilfen ca. 1300 angehören) und für die Bildung einer hiesigen Filiale der neuen (Hamburger) Zentral- (Hilfs)-Kasse, wurde durch die Gesammthaltung und fast durch sämmtliche Redner auf's unzweideutigste zum Ausdruck gebracht. Die neue Kasse gewährt bei 30 und 35 Pf. Wochenbeitrag ein Krankengeld von 12 und 15 M. wöchentlich. Die von der Versammlung durchweg einstimmig gefaßten und aus ihrer Mitte eingebrachten drei Resolutionen sprechen sich ganz im Sinne der betreffenden Referenten aus und lauten im Wesentlichen wie folgt:

I. Die heutige außerordentliche Generalversammlung der Tapezierergehülfen erklärt sich mit Entschiedenheit für das System des fixen Zeitlohns und gegen den Stücklohn, für die Lohnarbeit und gegen Accordarbeit, sie empfiehlt den Kollegen die Einführung eines Normallohns als Minimalmaß dessen, was jeder Gewerksgehilfe verdienen muß, da sie der Ueberzeugung ist, daß nur dadurch unser Gewerbe als Kunsthandwerk gehoben und dem Gehilfen auf die Dauer Arbeit verschafft werden kann. Ferner spricht sie den Wunsch aus, daß bei Submissionen des Fiskus oder der Kommunen das Prinzip der Zuschlagsertheilung an den Mindestfordernden ausgeschlossen werden möge.

II. Die heutige Generalversammlung Berliner Tapezierergehilfen erklärt sich mit dem Beschlusse der Kommission, den Kollegen hier und allerwärts den Beitritt zur neuen (Hamburger) zentralisirten Kranken- und Sterbekasse (E. H.-K.) der Tapezierer Deutschlands warm zu empfehlen, durchaus einverstanden und beschließen die Versammelten, sich derselben als hiesige Filiale anzuschließen.

III. Die heute im Louisenstädtischen Konzerthaus versammelten ca. 4—500 Tapezierergehülfen Berlins erklären, in der Einführung einer zentralisirten eingeschriebenen freien Hilfskasse für alle deutschen Tapezierergehilfen eine energische Förderung der Interessen der Arbeitnehmer zu erblicken und verpflichten sich, für dieselbe durch energische Unterstützung der von der gewählten Kommission zu entfaltenden Agitation nach besten Kräften wirken zu wollen.

Schließlich forderte der Vorsitzende noch möglichst zahlreichem Anschluß an die bekannten, das Wohl der Tapezierergehilfen zu fördern geeigneten Bestrebungen des Vereins zur Wahrung der Interessen der Tapezierergehilfen Berlins auf, der schon gegen 200 Mitglieder umfaßt, den Kern- und Stützpunkt einer wirksameu Gewerksorganisation bildet und sich zweimal monatlich (jeden Montag nach dem 1. und 15. bei Reyher in der Alten Jakobstraße) versammelt. Am 22. d. M. findet in Kellers Hofjäger (Hasenhaide) das alljährlich große und beliebte Tapezierer-Sommerfest statt.

Aus Katzenellenbogen, 3. Juli, meldet der „N. B.": Nachdem die Arbeiter der Grube „Bergmann" seit vier Monaten keinen Lohn mehr erhalten, haben dieselben heute zu striken begonnen.

Vereinsnachrichten.

W. **Der Arbeiter-Bezirks-Verein im Osten** hielt am Dienstag Abend in Mohrmanns Salon eine Mitglieder-Versammlung ab. In derselben verlas Herr Hintze den Rechnungs-Abschluß für die drei letztverflossenen Monate und theilte mit, daß der augenblickliche Kassenbestand 143 M. 40 Pf., der Weihnachtsfonds 19 M. 40 Pf. betrage; hiernach wird dem Kassirer Decharge ertheilt. Beim zweiten Punkt der Tagesordnung: Wahl eines 2. Schriftführers, sowie Ergänzung des Vergnügungskomités entspann sich eine heftige Debatte. Herr Grothe geißelte in scharfer Weise die Interesselosigkeit derjenigen Mitglieder, welche sich von der Versammlung zu dergleichen Aemtern wählen ließen, dann es aber nicht der Mühe werth hielten, ihren Pflichten nachzukommen und so das Vertrauen der Versammlung mißbrauchten. An der Debatte betheiligten sich u. A. die Herren Voigt, Völker, Frankewicz Niemann und Meyer. Zum 2. Schriftführer wurden die Herren Tabert und Richter vorgeschlagen und Ersterer mit 126 Stimmen gewählt. Das Vergnügungskomité besteht aus folgenden Herren: Zacke, Meyer, Langner, Blume, Glaubitz, Wolfner, Moshage, Weimann und Kimpfel. Nachdem der Vorsitzende auf die am 24. d. M. stattfindende Versammlung in welcher Herr Dr. Zadeck einen Vortrag über „Homöopathie und Naturheilkunde" halten wird, aufmerksam gemacht, schloß derselbe die zahlreich besuchte Versammlung um 11 Uhr.

Im Arbeiter-Bezirks-Verein vom 15. und 20. Kommunalwahlbezirk hielt der Herr Stadtverordnete Ewald einen Vortrag über „Fachvereine und Innungen". Redner führte ungefähr Folgendes aus: Wenn wir uns die Anträge, die in der letzten Reichstagssession gestellt worden sind, betrachten, dann glauben wir uns in das 15. oder 16. Jahrhundert zurückversetzt. Ich meine vor allem den Antrag Ackermann, der dahin geht, daß nur Innungsmeister das Recht haben sollen, Lehrlinge zu halten. Früher hatten die Innungen den Zweck, dem gemeinsamen Feinde, den Raubrittern, vereinten Widerstand zu leisten. Wenn man ferner von der guten, alten Zeit spricht, so denkt man an das patriarchalische Verhältniß, welches damals zwischen Gesellen und Meistern bestand. Der Geselle wurde mehr zur Familie gehörig gerechnet, er war ebensogut Mensch als der Arbeitgeber. Heute ist das nicht mehr so, je mehr sich die Industrie entwickelt, desto verachteter wird der Arbeiter, er dient nur noch zur Ausnutzung. Ueberhaupt ist mit Erfindung der ersten Maschine das Todesurtheil der Innungen gesprochen. Denn während durch die Innungen gerade eine scharfe Trennung der verschiedenen Gewerke aufrecht gehalten wurde, so vereinigt die Maschine im Gegentheil dieselben. Man schwatzt dem Kleinhandwerk, um es für die Wahlen zu gewinnen, viel von seiner früheren Stellung vor, man verschweigt ihm aber wohlweislich, wie es über kurz oder lang doch vom Kapital erdrückt werden wird, wie es unter heutigen Verhältnissen überhaupt keine Existenzberechtigung mehr hat. Es ist so [illegible] deutsche Art, über den Zopf der Chinesen zu spot[illegible] den alten Zopf im eigenen Lande aber nicht zu gewahr[illegible] und ihn zu hüten, statt ihn mit kräftigem Rucke herunterzuschneid[illegible] — Der direkte Gegensatz der Innungen sind die Fachv[illegible] eine. Diese alle'n haben Existenzberechtigung, sie al[illegible] schaffen mit ihren Bestrebungen dem Arbeiter etwas [illegible] sprießliches. Die Hauptforderung derselben ist der Ma[illegible] malarbeitstag. Die Ueberarbeitung ruft gerade ein [illegible] stechen des Arbeiterstandes hervor, es muß daher jedem St[illegible] daran liegen, diese dringendste Gefahr der Gesellschaft zu [illegible] seitigen. Eine weitere Forderung ist die Abschaffu[illegible] der Frauenarbeit. Die Hauptaufgabe schließlich je[illegible] Fachvereins muß es sein, dahin zu wirken, daß der Arbe[illegible] in den Stand gesetzt werde, sich die nothwendigsten Bed[illegible] nisse des Lebens erwerben zu können. Wenn auch Man[illegible] mit Pellkartoffeln und Hering, andere mit trockenem Brode[illegible] frieden sind, so muß doch der Lohn so ausreichend sein, da[illegible] dient 1. zur Beschaffung nothwendiger Lebensmittel für die g[illegible] Familie; 2. zur Kleidung; 3. zur Erneuerung des Handw[illegible] zeuges, 4. zum Spargroschen für Krankheit und Alter; 5. [illegible] Befriedigung auch der geistigen Bedürfnisse. Und ge[illegible] letzteres nicht zum wenigsten. In dieser Beziehung gesund[illegible] Zustände schaffen, das ist hauptsächlich die Aufgabe der Fa[illegible] vereine. An den interessanten Vortrag schloß sich eine lebh[illegible] Diskussion, an welcher vor allen die Herren Müller [illegible] Stadtv. Goercki sich betheiligten. Zum Schluß theilte [illegible] Vorsitzende der Versammlung mit, daß am Sonntag, [illegible] 20. d. M. eine Landparthie stattfinde, zu welcher Billets [illegible] Schulze, Waldemarstaße 87 und bei König, Engelufer 6[illegible] haben seien.

Krimmitschau, 7. Juli. Von sozialdemokratischer S[illegible] war für hiesigen Platz eine Volksversammlung [illegible] gekündigt worden, welche erfolgter Einladung gemäß ge[illegible] Nachmittag in einer der auf dem Schützenanger noch [illegible] Vogelschießen her stehenden Buden abgehalten werden [illegible] Als Referent sollte der Reichstagsabgeordnete Wilhelm Sto[illegible] auftreten. Die Herren Schützen aber wußten die Versamm[illegible] durch folgendes Manöver zu hintertreiben. Gestern Vorm[illegible] wurde nämlich folgende Bekanntmachung des Kommandos [illegible] Schützengesellschaft veröffentlicht: „Die Benutzung der Tetz[illegible] schen Bude „Kolosseum" auf dem Schützenanger zu der [illegible] heute Nachmittag 3 Uhr angekündigten Volksversammlung [illegible] hiermit untersagt, da die auf dem Schützenanger anstehe[illegible] Buden nur zu Zwecken des Schützenfestes dienen dürfen, [illegible] Erlaubniß zur Benutzung der Tetzner'schen Bude zur Abhal[illegible] einer Volksversammlung aber weder erbeten worden ist, [illegible] je ertheilt werden könnte. Krimmitschau, 6. Juli 1884. [illegible] Kommando der Schützengesellschaft. Theodor Uhlich." — [illegible] polizeiliche Genehmigung war schon vorhanden; aber po[illegible] licher als die Polizei wußten die tapfern „freisinnigen" Sch[illegible] brüder also das Vaterland zu retten.

Der Fachverein für Schlosser und Berufsgen[illegible] hält am Sonnabend den 12. Juli, Abends 9 Uhr [illegible] Gratweil'schen Bierhallen Kommandantenstr. 77—79 [illegible] außerordentliche General-Versammlung ab mit wichtiger T[illegible] ordnung: Nach § 5 des Vereinsstatuts: Wahl des [illegible] Vorstandes. Berathung über öffentliche Versammlung [illegible] Schlossergesellen Berlins betreffs Lohnbewegung und me[illegible] andere höchst nothwendige Punkte. Zahlreiches und pünktl[illegible] Erscheinen dringend erforderlich.

Für die Mitglieder der Allgemeinen Kranken- [illegible] Sterbekasse der Metallarbeiter (E. H.) findet am S[illegible] abend den 12. Juli im Deutschen Kaiser, Lothringerstraß[illegible] Abends 8 Uhr die Monatsversammlung statt, gleichzeitig [illegible] den die Billets zu dem am 27. Juli auf dem Berliner [illegible] stattfindenden Sommervergnügen ausgegeben.

Die Mitglieder der Zentral-Kranken- und Be[illegible] nitzkasse der Buchbinder und verwandter Geschäftsz[illegible] Deutschlands (E. H.) findet Sonnabend den 12. d. Mts. [illegible] Lokale Annenstraße 16 statt. Wegen der wichtigen Tages[illegible] nung ist das Erscheinen aller Mitglieder nothwendig. [illegible] bringt der Vorstand den säumigen Mitgliedern den § 5 [illegible] und § 6 Abs. b in Erinnerung, und werden dieselben [illegible] wie vor streng gehandhabt werden. Ferner kommen [illegible] Jahresberichte, soweit dieselben noch nicht abgeholt sind, [illegible] Vertheilung.

Briefkasten der Redaktion.

Zwei Wettende: Nein.

H. S. Brückenstr. Da müssen Sie eben warten [illegible] selbe sich polizeilich irgendwo angemeldet hat. Die Gefäng[illegible] verwaltung kümmert sich nach seiner Entlassung nur dann [illegible] ihn, wenn er auch noch unter Polizei-Aufsicht gestellt [illegible] Die andere Frage können wir Ihnen nicht beantworten. [illegible] mir kein Verzeichniß der Strafen abgeurtheilter Verbrecher [illegible] halten.

Unbekannt. Toulon hat 70 000, Marseille 360 000 [illegible] wohner.

M. K. Eine Quittung brauchen Sie nicht stempeln [illegible] lassen. Wenn kein Rückzahlungstermin angegeben ist, [illegible] Sie jeden Augenblick die Rückzahlung verlangen.

J . . . . r. Interessirt Sie das so sehr? Im J[illegible] thurm zu Spandau sind als Kriegsschatz 120 Millionen [illegible] in gemünztem Golde unverzinslich angelegt. Ueber d[illegible] Schatz kann nur unter vorgängiger oder nachträglich eing[illegible] Zustimmung des Bundesraths und des Reichstags ve[illegible] werden. Wenn sich durch einen Kriegsfall der Schatz ve[illegible] dert haben sollte, so ist er durch etwaige zufällige Einna[illegible] des Reichs, oder wenn diese nicht vorhanden sind, durch [illegible] stellungen in den Reichshaushaltsetat zu ergänzen. [illegible] Letztere wird denn wohl so ziemlich immer der Fall sein.

N. L. Ja.

A. G. schickt uns die Auflösung des Scherzräthsels [illegible] Nr. 78 ein: „Volksfreund Nr. 143."

J. B. Lesum. Es kommt nicht auf die Zahl der [illegible] glieder an, doch muß sich die Kasse in Betreff der Leist[illegible] fähigkeit dem Reichskrankenkassengesetz anpassen, sie muß m[illegible] bei Gewährung von ärztlicher Hilfe und Medikamenten [illegible] Hälfte des ortsüblichen Tagelohns, im anderen Falle [illegible] selben geben. Der ortsübliche Tagelohn wird von der [illegible] waltungsbehörde festgesetzt.

Theater.

Freitag, den 10. Juli.

Die Königl. Theater sind der Ferien wegen geschlossen.
Deutsches Theater: Geschlossen.
Neues Friedrich-Wilhelmst. Theater: Boccaccio.
Wallner-Theater: Hotel Blancmignon.
Ostend-Theater: Der Hüttenmeister.
Belle-Alliance-Theater: Die Goldprobe.
Walhalla-Operetten-Theater: Nanon.
Louisenstädtisches Theater: 70. Opern-Vorstellung. Gastspiel der Frau Barnay-Kreuzer. Der Troubadour, Oper in 4 Akten von Verdi.
Central-Theater: Los und Ledig.

Arbeitsmarkt.

Schneider auf einfache Regenmäntel verlangt. 390
Welsch, Oberwasserstr. 13.

Mohair-Häklerin verlangt 397
Fr. Stoll, Forsterstr. 5, Hof I. I.

Central-Kranken- u. Begräbnißkasse der Buchbinder:

(Eingeschr. Hilfskasse) Verwaltungsstelle Berlin. Hauptversammlung Sonnabend, den 12. Juli, Abends 8½ Uhr, Annenstr. 16.

Tagesordnung: 1) Kassenbericht pro 2. Quartal. 2) Bericht des Kontroleurs. 3) Ergänzungswahl des Vorstandes. 4) Verschiedenes. 398

J. A.: **P. Schneider.**

Die Nr. 6 der humoristischen Blätter „Der wahre Jacob" ist erschienen und in der Expedition des „Berliner Volksblatt" zu haben.

Versammlung des Fachvereins der Rohrleger.

Sonntag, den 13. Juli, Vormittags 10 Uhr, im Lokal **Skalitzerstr. 126** bei **Wolf u. Krüger.**

Tages-Ordnung:
1) Kassenbericht. 2) Vortrag des Regierungs-Baumeister **G. Keßler** über die Nothwendigkeit eines Normal-Arbeits[illegible] 3) Aufnahme neuer Mitglieder.

Es ist Ehrensache eines jeden Rohrlegers zu erscheinen. 393 Der Vorstand.

Cigarren-Import
Gustav Wendt
Berlin S., Oranienstrasse 66, Berlin
zwischen Moritzplatz und Kommandantenstrasse

Verantwortlicher Redacteur **R. Cronheim** in Berlin. Druck und Verlag von **Max Bading** in Berlin SW., Beuthstraße 2. Hierzu eine [illegible]

Beilage zum Berliner Volksblatt.

Nr. 83. Freitag, den 11. Juli 1884. 1. Jahrgang.

Die Cholera, ihre Bedeutung und Schutzmaßregeln.

Der Ausbruch der Cholera in Frankreich und die rasche Verbreitung dieser gefürchtetsten der epidemischen Krankheiten gebietet, rechtzeitig die Erfahrungen über die Ursachen und Entstehungsweise der Seuche zu sammeln und Umschau zu halten über das, was zur Verhütung ihrer Weiterverbreitung geschehen kann.

Wenn wir in dieser Beziehung die erfreulichen Fortschritte anerkennen, mit welchen gerade in neuerer und neuester Zeit die Kenntnisse über Ursachen und Verbreitungswege der Cholera durch Ausdauer, Muth und Hingebung bereichert worden sind, so fehlt uns doch bislang die siegesfrohe Zuversicht, den Feind beim ersten Herannahen zu überwältigen und wir müssen zugestehen, daß die Untersuchungen über Wesen, Ursache und Verbreitung der Krankheit auch heute noch zu einem befriedigenden einheitlichen Abschluß nicht gelangt sind.

Das Auftreten und die Verbreitungsart der gegenwärtig in Frankreich konstatirten Krankheit macht es unzweifelhaft, daß, wie neuerdings die dortigen Aerzte selbst zugestehen, es sich um die asiatische Cholera handelt, gegenüber der Cholera nostras s. europaea, deren sporadisches Vorkommen auch bei uns in den heißen Sommermonaten namentlich in Folge von Erkältung und Diätfehlern konstatirt wird.

Seitdem zum erstenmal im Jahre 1823 eine Choleraepidemie in Astrachan, an der Mündung der Wolga, zum Ausbruch gekommen ist und die Krankheit ihren Fuß auf europäischen Boden gesetzt hat, ist kein Jahrzehnt vergangen, in welchem nicht Epidemien von mehr oder minder großer Verbreitung und Hartnäckigkeit, größerer oder geringerer Sterblichkeit in europäischen Ländern beobachtet wurden. Schon im Jahre 1860 schätzte man den gesammten Menschenverlust, welcher der asiatischen Cholera während ihrer zweimaligen panepidemischen Verbreitung über die Erde zur Last fällt, auf vierzig Millionen. Immerhin sind diese Zahlen verschwindend klein gegen die Sterblichkeit jener mörderischen Weltseuchen, welche zu Zeiten gewüthet, in denen unseren öffentlichen Zuständen noch nicht die Rücksichten der Humanität und Gesittung zugewendet waren, welche wir jetzt geübt zu sehen gewohnt sind. Man berechnet, daß durch den schwarzen Tod im vierzehnten Jahrhundert der vierte Theil aller Einwohner von Europa im Zeitraum von fünf Jahren hinweggerafft wurde. Im vorigen Jahrhundert sollen auf diesem Erdtheil 400 000 Menschen an den Pocken gestorben sein. Ja, man darf behaupten, daß ihrer Zeit die Blattern ein Zehntheil der Menschen getödtet, ein zweites verstümmelt haben.

Aus diesen Thatsachen geht der schon von der öffentlichen Meinung geahnte Zusammenhang jener Seuchen mit öffentlich wirkenden Ursachen und Zuständen unzweifelhaft hervor. Wir sind berechtigt, die Verbreitung und Mortalität jener Krankheiten nicht dem Zufall, sondern gewissen eigenthümlichen einheitlichen Krankheitsursachen zuzuschreiben, welche, wenn überhaupt einmal vorhanden, in ununterbrochener Reihenfolge sich selbst erneuern und ungleich den gewöhnlichen Krankheitsursachen spezifisch auf alle in den Bereich ihrer Wirkung gerathenden Menschen einwirken. Mit einem Wort: die Cholera ist eine ansteckende Krankheit, ansteckend in dem Sinne, daß die Kranken in ihrem Auswurf und in dem Erbrechen ein bestimmtes Gift produziren, welches, wenn es in irgend einer Weise auf Gesunde übertragen wird und einen günstigen Boden für sein Gedeihen findet, auch diese erkranken macht, wenn wir auch uns über den näheren Modus der Ansteckung, über die Frage, ob die Weiterverbreitung durch Contagium oder Miasma, oder, wie durch v. Pettenkofer schärfer definirt worden ist, durch Ansteckungsstoffe, welche nur im thierischen Organismus zur Wirkungsfähigkeit heranreifen (endogene) oder solche, welche diese Entwicklung außerhalb des Thierkörpers durchmachen (exogene), noch nicht allseitig verständigen können.

Aus dem, was wir eben über das Wesen der Ansteckung mitgetheilt haben, ergiebt sich, daß die Cholera insbesondere durch den menschlichen Verkehr eingeschleppt und übertragen wird. Zu allen Zeiten hat man sich von diesem Zusammenhang überzeugt, so daß bei der zunehmenden Lebhaftigkeit und Raschheit der Verkehrsmittel die Thatsache erklärlich wird, daß die Krankheit in den letzten Jahrzehnten schnellere Wanderungen gemacht hat, als zur Zeit ihres ersten Auftretens. Je mehr ein Ort vom Verkehr abgeschlossen ist, desto sicherer wird er Schutz gewähren vor der Ansteckung.

Indeß auch für Orte, die inmitten des Verkehrs gelegen, hat sich die merkwürdige Erfahrung der örtlichen Sicherheit geltend gemacht, die sich in der Thatsache äußert, daß dieser oder jener Platz ungeachtet mehrfacher im Lauf der Zeit sich wiederholender Einschleppungen unter allen Umständen von der Krankheit oder doch von ihrer epidemischen Verbreitung sich frei erhalten hat.

Wir sind auf Grund dieser Erfahrungen zu dem Schluß berechtigt, daß neben dem Verkehr noch andere Momente bei der Weiterverbreitnng der Krankheit eine Rolle spielen. Soweit diese Ursachen nicht, wie wir später sehen werden, zum großen Theil auf öffentlich wirkende Zustände zurückzuführen sind, bestehen sie in gewissen lokalen Bedingungen, insbesondere in der Beschaffenheit des Bodens, in den Grundwasserverhältnissen eines Ortes. Allenthalben hat man die Erfahrung bestätigt gefunden, daß die Cholera unter gleichen Verkehrsverhältnissen, unter analogen Bedingungen sich nur nach gewissen Richtungen hin verbreitet, nach Gegenden besonderer Beschaffenheit. Bei der Choleraepidemie des Jahres 1854 im Königreich Bayern fand die so gefährliche Verbreitung nur in gewissen Thälern und Becken an Flüssen und Bächen statt, sa daß Wasserscheiden selbst von unbedeutender Höhe fast ausnahmslos verschont geblieben sind. In Indien beobachtet man häufig, daß unter ganz gleichen Bedingungen in einem Lager zwei Reihen von Hütten und Zelten, die nur durch einen Zwischenraum von 60 bis 80 Fuß von einander getrennt sind, sehr ungleich von der Krankheit ergriffen werden, die eine Reihe sehr stark, die andere sehr schwach oder selbst gar nicht. Auch über Wien liegen Erfahrungen vor, welche zeigen, daß dieselbe tiefste Stelle der Stadt, in welcher 1831 die ersten Fälle auftraten, auch im Jahre 1855 der Ausgangspunkt der Verbreitung gewesen ist, ja daß sich diese Uebereinstimmung sogar bis auf das einzelne Haus erstreckte. Auch die Vertheilung der Krankheit längst der Oertlichkeiten war in diesen beiden Epidemien eine analoge. Aehnliche Erfahrungen liegen über Speyer und viele andere Städte vor. Sehr lehrreiche Beispiele von der Verschiedenheit in dem Befallensein einzelner Stadttheile ersehen wir besonders aus den Kasernenepidemien größerer Städte, insofern es sich hier um eine Menschenklasse handelt, die in annähernd gleichem Alter unter gleichen Lebensbedingungen sich befindet.

Wenn es somit keinem Zweifel unterliegt, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen Boden nnd epidemischer Ausbreitung der Cholera sich geltend macht, so haben weitere Untersuchungen erwiesen, daß dieser Zusammenhang insbesondere auf der physikalischen Struktur des Bodens, auf dessen wechselndem Verhalten zu Luft und Wasser, auf der Wechselwirkung der meteorologischen Vorgänge mit gewissen physikalischen Eigenthümlichkeiten der obersten Erdrinde und der unter ihr liegenden Schichten beruht. Bedenkt man, daß diese äußeren oder obersten Schichten des Erdbodens, auf welchem wir leben, in größerem oder geringerem Grade porös sind, und daß diese Poren sowohl der Luft als dem Wasser, der Wärme, wie endlich mancherlei in sie eindringenden organischen, der Zersetzung fähigen Körpern zugänglich werden, erwähnt man ferner, daß der Grad, das Maß, in welchem sich jene Füllung des porösen Erdbodens mit Luft, Wasser und organischen Ueberresten vollzieht, sowohl an verschiedenen Orten wie zu verschiedenen Zeiten verschieden ist, so werden wir uns eine Vorstellung machen können von der Möglichkeit, wies von dem Grad, in welchem überhaupt eine Einwirkung, und zwar eine schädliche, des Erdbodens auf die Mischung der freien Lokalluft stattfinden kann. Diese Abhängigkeit der Luft im Freien von dem Grade der Durchfeuchtung des Erdbodens, von der gleichzeitigen Anwesenheit von Wasser und Luft macht uns das Abhängigkeitsverhältniß der Cholera von dem Verhalten des Grundwassers oder noch mehr der Grundluft erklärlich. v. Pettenkofer hat an zahlreichen Beispielen nachgewiesen, daß Entstehen, Steigen und Fallen einer Choleraepidemie mit dem Stand des Grundwassers im Zusammenhang steht. Steigen des Grundwassers ist der Ausbreitung der Seuche ungünstig, Fallen begünstigt dieselbe. Diese Schwankungen im Wasserzehalt des porösen Bodens werden in ihrer Wirkung auf den Stand der Choleraepidemien insofern erklärlich, als das Fallen des Grundwassers nach vorausgegangenem Hochstand für das Gedeihen niederer Organismen besonders günstige Verhältnisse bietet. Daß bei dieser Verunreinigung des Bodens wiederum öffentlich wirkende Zustände, vor Allem die Imprägnirung mit den organischen Abfällen des menschlichen Haushalts ihren vernichtenden Einfluß geltend machen, leuchtet ein. Und daß alle jene in neuerer Zeit mit so großen Opfern bewerkstelligten Bestrebungen und Einrichtungen, die sich auf eine rasche und ohne jede Belästigung erfolgende Beseitigung allen Schmutzes, aller Produkte des menschlichen und thierischen Stoffwechsels, aller Abfälle des menschlichen Haushalts, der Industrie und der Gewerbe erstrecken, daß alle diese Bestrebungen die besten Schutzmaßregeln bieten zur Beschränkung und Hintanhaltung epidemischer Krankheiten, insbesondere der Cholera, dürfte gerade in gegenwärtiger Zeit, hingesehen auf die sanitären Zustände in den zur Zeit von der Cholera befallenen französischen Städten und verglichen mit den bezüglichen englischen und deutschen Verhältnissen, mit Nachdruck hervorzuheben sein. Daß die Tragweite dieser Einflüsse von uns nicht überschätzt wird, sondern durch statistische Belege erhärtet werden kann, möge folgende Tabelle zeigen:

Die Cholera in München zeigte 1873 folgende wechselnde Intensität:

Charakter der Stadttheile.	Einwohnerzahl.	Krankheitsfälle an Cholera	Todesfälle an Cholera	Auf 10000 Einwohner entfielen: Erkrankte.	Todesfälle.
Es trafen:					
auf 47 ganz oder theilweise kanalisirte Straßen mit neuem, fehlerfreiem Siel	56,000	639	375	114	67
auf 52 ganz oder theilweise kanalisirte Straßen mit altem, zum Theil mangelhaftem Siel . .	38,264	742	375	194	98
auf 53 Straßen ohne Kanäle . .	28,076	639	308	228	110
auf 15 Straßen, durch einen oder mehrere Stadtbäche bespielt, wo ebenfalls wegen der höheren Lage der Stadtbäche keine Entwässerung und Reinigung des Bodens stattfinden kann . .	10,080	239	109	237	108

Wenn wir den menschlichen Verkehr als einen der wesentlichsten Faktoren für die Ausbreitung der Cholera kennen gelernt haben, so müssen, wenn es zum Ausbruch einer Epidemie

Feuilleton.

Drei Gesellen.

76

Eine ernste Erzählung von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Als er bei dem alten Herrn Ollenheim erschien, fand er denselben über Alles, was vorgefallen, genau unterrichtet. Briefe der Polizei und Laville's waren eingelaufen, und ohne Umschweife reichte der alte Herr Elsen die Hand, ihn als seinen ehemaligen Kassirer begrüßend und sich herzlich freuend, daß der unselige Verdacht, die Schuld, die so lange ungerechtfertigt seinen Namen belastet, von ihm hinweggenommen sei.

Ganz besonders freute sich Ollenheim's alter Diener Wendel, nicht allein über die entdeckte Unschuld Elsen's, sondern hauptsächlich auch über die Wiedervereinigung desselben mit der armen Frau, für welche der redliche Mann stets und immer so treu geforgt

Elsen hatte Laville im Namen der Erbin van Owen's, seiner künftigen Schwiegertochter, die Regelung dieser Angelegenheit überlassen, mit dem Bemerken, daß er keinen Heller von dem nach Befriedigung der Ansprüche Ollenheim's noch bleibenden Gelde beanspruche. Eine solche etwaige Restsumme sollte unter die Armen vertheilt werden.

Das einheimische Gericht hatte bereits die Angelegenheit zu der seinigen gemacht, und so konnte Elsen mit der Beruhigung abreisen, daß er vor seinen ehemaligen Mitbürgern vollständig gereinigt dastehen, der Makel, der auf seinem Namen lastet, vollständig von diesem genommen werde.

In Paris erwartete Frau Elsen eine neue Freude. In Helenen glaubte die glückliche Mutter wirklich ihre Bertha wiederzufinden, wie das arme Mädchen sich auch bald wahrhaft glücklich fühlte an der Seite Gerhard's, wie in dem Kreise ihrer neuen Familie, dem ihre eigene Mutter nicht fehlte.

Bald wurde Gerhard mit Helene verbunden.

Um unsere eigentliche Erzählung zum Abschluß zu bringen, müssen wir uns noch einmal nach dem dritten der Gesellen, dem leichtlebigen Sänger umsehen, von ihm, seinen lustigen Freunden Abschied nehmen — bis wir später die drei Helden unserer wahrhaftigen Geschichte vereint wiedersehen.

Achtes Kapitel.

Ein letzter Abend in den Mansarden.

Heiter, hoffnungsgrün und voll Sonnenschein soll wie der Anfang auch der Schluß unserer Erzählung sein!

In die Mansarden der Künstler führe ich den Leser.

Nur Eines hatte Remy's Glück — doch nur für kurze Zeit — getrübt: Agapita hatte ihn und die Reise nach der Havana vollständig aufgegeben, so inständig Remy auch in sie gedrungen, mit ihm zu ziehen. Von dem Augenblick an, wo der gehoffte Zuschuß von fünfzigtausend Francs zu Wasser geworden, wollte sie nichts mehr von der Reise wissen, besonders da ein anderer reicher Bewohner des Hotels nach dem Unfall, der ihren väterlichen Freund betroffen, ihr seinen Schutz und Schirm angetragen, was die zur Zeit obdachlose Madame Saint-Victor förmlich gezwungen worden war anzunehmen. Hierüber war es zu einer heftigen Scene zwischen ihr und dem Sänger gekommen, nach welcher Beide sich für dieses Leben trennten.

Remy stellte sich recht verzweifelt an, dann aber erfaßte ihn ein furchtbarer Zorn über die Falsche und Ungetreue, und aus Rache — verliebte er sich sofort in die Primadonna der italienischen Operntruppe, eine sehr hübsche und feurige Französin, welche weder mit dem primo tenore, der ein geborner Russe war, noch mit dem Bassisten, aus Wälschtirol daheim, eine nähere Bekanntschaft anknüpfen wollte, sondern es lieber mit dem jugendlichen und schmucken primo baritono zu halten gedachte, der noch unerfahren auf der Bühne und deshalb leichter zu lenken und wohl auch zu fesseln war.

Hold hatte das Arrangement des Abschiedsfestes übernommen und gewiß allerlei kleine Ueberraschungen im Sinne, denn eine der Mansarden hielt er verschlossen, sich selbst kaum den Eintritt in diesen sonst sehr profanen, für heute aber wahrhaft geheiligten Ranm gestattend. Dafür aber hatte er den Freunden in der Hauptstube, dem schiefen Salon, so vielerlei und so kostbare Sachen zur Schau gestellt, daß sie durchaus kein Verlangen nach den Geheimnissen der für sie verschlossenen „Marterkammer", wie sie ja ihre Stuben nannten, zu hegen schienen.

Da standen eine Menge großbauchiger Flaschen, oder vielmehr Gefäße, welche der Weinhändler geliefert und natürlich auch gefüllt, einige gar appetitlich ausschauende und durchaus nicht kleine Pasteten, Würste, die in ihrem hellen weißen Darmkleide einzelne dunkle Flecken zeigten, die aber nur von den in ihren Eingeweiden weilenden Trüffeln herrührten. Düten mit Zucker, Mandeln und Feigen, Rosinen und Nüssen lagen da, Orangen und Pomeranzen fehlten nicht, und vor den lüsternen Augen der oft wider Willen der Enthaltsamkeit beflissenen Musiker gestaltete sich schon eine Monstre-Bowle, ebenso köstlich als unerschöpflich und unvertilgbar.

Nichts trübte die Heiterkeit der jungen Leute. Waren sie es doch nicht besser gewohnt und bisher zufrieden und glücklich in ihrer ärmlichen, doch originellen Wirthschaft gewesen!

Lustig plaudernd und lachend saßen sie da auf dem Bettdivan und sogar auf dem Klavier, denn Hold wehrte mit einem alten blechernen Kochlöffel — gleichwie der flammenschwertbewaffnete Cherub den Eintritt in das Paradies — jede Annäherung an die Festtafel. Der letzte der Gäste, der Tischlermeister Friedel, wurde noch erwartet; erst wenn er angelangt, sollte das Mahl beginnen. Einstweilen bereitete der lange Künstler die Bowle, und zwar in einer riesigen irdenen Schüssel, die er sich von der Portière, Madame Godichon, geborgt, und just legte er Schwert und Szepter, das heißt den blechernen Kochlöffel, in die gewaltige rothe und süßduftende Fluth, auf der die Orangen- und Pommeranzenschnitten gar anmuthig und lustig umherschwammen, als die Thür sich öffnete und Friedel, der Tischler, eintrat.

Ein fröhliches Willkomm wurde dem Freunde. Zu gleicher Zeit nahm Hold sein Piston und blies eine Fanfare, die sich sofort als das Signal erwies, welches daheim am Rhein die Trompeter der Kavallerie ertönen lassen, wenn es — zur Fütterung geht.

Nun nahm Jeder seine Stelle ein nach Rang und Würden; der neugeschaffene deutsch-italienische Opernsänger erhielt den Ehrenplatz vor der Bratpfanne und dem Milchnapf, und das Mahl begann.

Wie köstlich schmeckte es den an derartige Gerichte durchaus nicht gewöhnten Gaumen der Musiker, und es war natürlich, daß anfänglich nur gegessen und getrunken und viel weniger geplaudert und gelacht wurde. Endlich aber, als die Magen in etwas befriedigt, wurde die Konversation heiterer und lauter.

Das tollste Zeug wurde zu Tage gefördert, und der sonst so ruhige und ehrsame Tischler stimmte so lustig mit ein, als ob er immer zu der fröhlichen Künstlerbande gehört.

Als nun Luitger, der Major-Domus, die Teller und Schüsseln, weil überflüssig, da alles Eßbare vollständig vertilgt, weggeräumt, schlug Hold an sein Glas — nein, an seinen Topf, als Zeichen, daß er zu reden, den üblichen Toast auf den Ehrengast, den Freund, der da festgegessen worden war und nun festgetrunken werden sollte, auszubringen beabsichtigte, und der hoffentlich lustiger klingen wird, als der dumpfe Ton, den sein Trinkgefäß in diesem feierlichen Augenblick von sich gab.

Luitger füllte mit kühnen Güssen des Kochlöffels die Trinkgefäße, und Hold erhob sich in seiner ganzen Länge und sprach:

Nein — er sagte vor der Hand nichts, sondern blickte plötzlich staunend und fragend im Kreise der Genossen umher.

Ihr seht mich fragend an, meine Freunde, sagte er endlich, als ob ich —? und ich bin es wirklich — in Verlegenheit nämlich, nicht ob des sinnvollen Unsinns, den ich lieber für mich behalten sollte, sondern ob des Namens, mit dem ich unsern Freund, den hochberühmt werden wollenden Sänger, dem dieser Topf hier gelten soll, anzureden habe. Er ist erstes Mitglied einer italienischen Oper, wird italienisch singen, von welcher Sprache er, wie es sich von selbst versteht, kein Wort versteht — wenn auch nicht das einzige „io t'amo!" was er jetzt schon gelernt haben dürfte, oder der Lieblingsstelle aller italienischen Meisterwerke, das göttliche, klassische „Fe—li—ci—tà— — Fe—li—ci—tà!" Wenn die große italienische Oper der Havanna auch, wie bekannt, als prima donna eine Französin, als primo tenore einen Russen, als prima basso einen ehrlichen, oder vielleicht auch einen — nein, bleiben wir lieber bei dem ehrlichen — Wälschtiroler hat, so haben diese Künstler doch alle und wohlweislich ihren Namen das allein schon berühmt machende „ini" angehängt. Da nun unser Freund hier, der primo baritono, als unbestreitbar ehrlicher Deutscher, vollständig in dies reine und echte italienische Ensemble paßt, so darf er naturgemäß sich auch nicht mehr ein-

kommen soll, noch gewisse Umstände in Mitwirkung treten, welche man als sog. Hilfsursachen der Choleraverbreitung bezeichnet hat. Daß die Beschaffenheit des Bodens, des Untergrundes eine der wesentlichsten Hilfsursachen sein kann, haben wir soeben kennen gelernt. Hierzu kommen einige Momente, deren Einfluß von dem Antheil, welcher der Bodenbeschaffenheit zukommt, sowie in der gegenseitigen Wechselwirkung oft schwer getrennt werden kann. Hierher gehört vor Allem die Beschaffenheit des Wassers. Es ist leicht begreiflich, daß in Fällen, in denen organische Zersetzungsprodukte von schlecht veranlagten Aborten zu nahe gelegenen Brunnen und Wasserleitungen Zutritt finden, dem Trinkwasser die Fähigkeit nicht abgesprochen werden kann, für die Ausbreitung der Cholera ganz besonders förderlich zu sein. Ferner konkurriren hier als Hilfsursachen alle übrigen sanitären Uebelstände einer Stadt, schlechte Wohnungsverhältnisse, soziale Mißstände, Elend, Armuth u. s. f. und im einzelnen Fall wird es oft zweifelhaft sein, welchem Faktor vorzugsweise die Verbreitung der Krankheit zugeschrieben werden muß, ob z. B. die Wohnung in Folge ihrer örtlichen Lage, der Art der Wasserversorgung, der ermseligen inneren Einrichtung u. s. f. der Weiterverbreitung der Krankheit förderlich gewesen ist.

In Betreff der Art der Uebertragung hält auch v. Pettenkofer es für das Wahrscheinlichste, daß „der Verkehr mit Orten, in welchen die Krankheit endemisch oder epidemisch ist, auf eine uns noch nicht näher bekannte Art den Cholera erzeugenden Organismus x. verbreitet, welcher aber, an einen anderen Ort gebracht, ohne seine giftige Eigenschaft zu verlieren, sich nur dann vermehrt, wenn er an diesem Ort ein Substrat y vorfindet, welches vom Boden stammt und ihm so zu sagen als Nährlösung oder als Wirth dient, und welches entweder schon im Menschen selbst oder — was wahrscheinlich ist — im Boden und in den darauf stehenden Wohnräumen oder an darin befindlichen Gegenständen haftet. Auch in Fällen, in welchen epidemische Cholera-Ausbrüche ohne Vermittelung des Bodens vorzukommen scheinen, z. B. auf Schiffen, muß die gleichzeitige Anwesenheit des Keimes x und des Substrates y vom Land stammend angenommen werden."

Aus dem, was wir über das Wesen, die Entstehung und Verbreitung der Cholera gesagt haben, ergeben sich, wenn wir von den spezifischen, uns hier nicht berührenden sanitätspolizeilichen Maßregeln beim Ausbruch der Cholera absehen, die Schutzmaßregeln und Vorkehrungen zur Fernhaltung und Bekämpfung der Krankheit von selbst. In erster Stelle stehen natürlich diejenigen Mittel und Methoden, welche Verbesserung der allgemeinen sanitären Verhältnisse bezwecken: alle spezifischen, ausschließlich gegen die Cholera gerichteten Maßregeln werden sich so lange unwirksam erweisen, bis in den bewohnten Plätzen denjenigen Anforderungen genügt ist, welche auf Reinhaltung ihres Bodens von organischen leicht zersetzlichen Abfällen durch das neuere System der Städtereinigung, oder in Ermangelung dessen auf Drainirung, auf fortdauernde Spülung der Abzugskanäle, öftere Räumung der Abtrittsgruben, ausnahmslose Beseitigung der Versitzgruben, ferner auf Ueberwachung der öffentlichen Brunnen, Fürsorge für luftige, nicht überfüllte und trockene Arbeiterwohnungen, Schließung der absolut schädlichen, und auf Beschaffung reinen Trink- und Nutzwassers gerichtet sind. Man vergesse aber nicht, daß alle diese Maßregeln nur dann ihren heilsamen Einfluß äußern, wenn ihre Befolgung eine allseitige und bleibende ist, die nicht ernst bei dem Herannahen einer Epidemie zur Geltung gelangt. Hier auch gilt das Wort: „Wer den Frieden will, soll zum Kriege rüsten." Epidemien sind Wahrzeichen, Warnungstafeln, die zeigen, daß der Volkskörper bereits empfindlich geschädigt worden ist, während die Schutzmaßregeln ihre Wirksamkeit gegen krankheitserzeugende Einflüsse voraussetzen, ehe jene Schädigung eingetreten ist.

Lokales.

Das Berliner Wasser wurde am 2. d. Mts. einer amtlichen Untersuchung durch den Chemiker Dr. Bischoff unterzogen. Das Ergebniß war folgendes: Wasserwerke zu Stralau: Unfiltrirtes Spreewasser: Sehr reich belebt durch Entomostraciten und Algen (Wasserblüthe); gelb gefärbt, gleichmäßig fein getrübt. Bodensatz aus Konferven, einzelligen Algen, Diatomeen und Detritus; reichlich Bakterien und vereinzelte Amoeben. — Filtrirtes Spreewasser: Klar, schwach gelblich gefärbt, kein Bodensatz. Wasserwerke zu Tegel: Spreewasser: Wenig gefärbt, gelblicher geringer Bodensatz, der vorwiegend aus Diatomeen besteht. Konservenfäden, Amoeben, reichlich Infusorien. — Brunnenmischwasser: aus dem Reservoir: Klar, kaum gefärbt, kein Bodensatz. — Wasserwerke aus Charlottenburg (aus der Saugekammer): Klar, kaum gefärbt, kein Bodensatz. — Alle diese Wasser hatten geringe Spuren von Ammoniak und von Schwefelsäure, einen Prozentsatz von 5,88 bis 7,39 Härte, 5,22 bis 6,56 Kalk, 1,7 bis 1,66 Chlor ꝛc.

* **Wohl zu beachten.** Beim Eintritt in die heiße Jahreszeit hat das Polizeipräsidium Veranlassung genommen, die bereits im vorigen Sommer zur Vorbeugung von Epidemien erlassenen Vorschriften wegen Reinhaltung der Häuser, Höfe, Straßen, Gruben, Kanäle, Ställe, Ausgußleitungen ꝛc. von Neuem mit besonderem Nachdruck in Erinnerung zu bringen. Nach denselben sollen die Polizeireviervorstände mit unnachsichtlicher Strenge darauf halten, daß sowohl in den Häusern, als auch auf den Höfen, öffentlichen Straßen und Plätzen die größte Sauberkeit herrscht. Sämmtliche Anlagen, die in irgend einer Weise Unreinlichkeiten bergen oder Gestank verbreiten, in Sonderheit alle Senk-, Abtritts-, Schlamm- und Dunggruben, sämmtliche Aborte, Straßen-, Hof- und Abzugsrinnen und Abzugskanäle jeder Art müssen stets sauber erhalten und ausreichend desinfizirt werden. Dasselbe gilt auch für alle Viehställe, Schweinekoben, Hühnerställe und Taubenschläge. Es ist in sämmtlichen Häusern eine Revision der Ausgußbecken vorzunehmen; da, wo die Ausgußbecken stark ausdünsten, ist der Hauseigenthümer oder dessen Stellvertreter zur sofortigen Herstellung der Sauberkeit und demnächstigen gründlichen Desinfektion anzuhalten. Sowohl bei Verstoßen gegen die Reinlichkeit als auch bei mangelhafter Desinfektion soll stets, sofern den Anordnungen der Revierpolizei nicht unverzüglich nachgekommen wird, mit zwangsweiser Durchführung der erforderlichen Maßnahmen vorgegangen werden.

Die Kunde von einem Doppelmord allarmirte vorgestern Abend die Schönhauser Vorstadt. Die „Post" ist auf Grund eingehender Recherchen in der Lage, das sehr bestimmt auftretende Gerücht auf folgenden thatsächlichen Vorfall zurückzuführen. In der Pappel-Allee Nr. 27 betrieb seit etwa einem Vierteljahre eine Wittwe Zielke eine Schankwirthschaft mit Mädchenbedienung. Das Treiben in dem Zielke'schen Restaurant hatte von Beginn an das Mißfallen der Hausbewohner erregt, und dies veranlaßte denn auch die Wittwe Zielke, vor etwa vier Tagen den Schankbetrieb an den Schmiedemeister Köhler abzutreten. Vorgestern Vormittag, etwa um 11 Uhr, erschien plötzlich die Zielke in Begleitung von zehn Zuhältern vor dem Hause und fing mit den Hausbewohnern, die ihr der Zufall in den Weg führte, Skandal an. Alsdann drangen sie sämmtlich mit Gewalt in die Schankwirthschaft ein, angeblich um 100 Mark einzufordern, die der Schmiedemeister Köhler der Zielke noch schulde. Als die Zahlung der Summe beanstandet wurde, fiel die Bande über Köhler her und richtete ihn mit Seideln und Flaschen so übel zu, daß er sich durch die Flucht zu retten suchte. Nachdem der Muth der rohen Gesellen in Folge des übermäßigen Biergenusses noch gewachsen war, stürzten sie auf den Flur hinaus und fielen über den zufällig vorbeigehenden Kaffeehändler Bamm her. Nicht besser erging es dem Schuhmachermeister Roch, der, durch den Lärm angelockt, aus seiner Kellerthür heraustrat, sofort aber von einem der Zuhälter mit einer Weinflasche einen Schlag über den Kopf erhielt. Inzwischen hatten sich die Hausbewohner zusammengethan und unternahmen nunmehr einen Massenangriff gegen die Strolche, der aber von diesen abgeschlagen wurde. Die Hausbewohner flüchteten zum Theil in einen Pferdestall, gegen dessen verrammelte Thür die Bande Sturm lief. Auch der inzwischen erschienenen Polizei in Stärke von 7 Mann setzten die Zuhälter Widerstand entgegen, so daß vier der Strolche gebunden auf einem Wagen weggebracht werden mußten. Zwei Andere entkamen; Einer von ihnen wurde jedoch an der Weißenburgerstraße wieder eingeholt. Die Wittwe Zielke, gegen die sich nunmehr der ganze Groll der Hausbewohner und des herbeigelaufenen Publikums richtete, mußte um 7 Uhr unter polizeilichem Schutz nach ihrer in der Saarbrückerstraße belegenen Wohnung gefahren werden. Vor dem Hause war bis zum Abend eine starke Menschenmenge versammelt. (Wir überlassen dem oben zitirten Blatt die Verantwortung für die Richtigkeit seiner Mittheilung.)

Vermischtes.

Die deutsche Lehrerin und Erzieherin im Auslande. Aus eigener Erfahrung schildert Dr. Gotthold Kreyenberg in den „Rhein. Bl." unter dem Titel „Das Ausland als Eldorado deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen" das Schicksal der Lehrerinnen in den verschiedenen Ländern, von denen England den jungen deutschen Damen noch das verhältnißmäßig erträglichste Loos bietet, während es in den übrigen Ländern sich in der Scala von traurig bis entsetzlich bewegt. In England kann es eine junge Dame, wenn sie eine Zeitlang als nursery governess, als besseres Kindermädchen, fungirt und sich so die Formen des englischen Gesellschaftslebens hineingefunden hat, was durchaus nicht leicht ist, zu einer erträglichen Stellung bringen, wenn sie Glück hat. Ein wahres Ausbeutungssystem wird in der Schweiz getrieben; dort begnügt man sich jetzt nicht damit, namentlich in den Instituten, für welche so oft deutsche Erzieherinnen gesucht werden, die Leistungen einzig und allein mit Kost und Logis zu bezahlen, sondern man verlangt von diesen Erzieherinnen in Anbetracht, daß sie bei Tisch französisch lernen können — denn in der übrigen Zeit muß deutsch gesprochen werden — noch Bezahlung!! Frankreich wird deutschen Erzieherinnen durch die Abneigung, welche noch in manchen Kreisen gegen Deutsche herrscht, verleidet; es kommt sehr oft vor, daß, will man einmal die Deutsche als Erzieherin nicht missen, eine solche angehalten wird, aus Rücksicht auf benachbarte und befreundete Familien ihre Nationalität zu verleugnen und als Russin, Polin oder Tyrolerin zu gelten. Ueberdies ist die Stellung weder pekuniär einträglich, noch ist sie eine achtungsvolle. Trotzdem zieht es viele dorthin, ihr Glück zu suchen, dieser Andrang veranlaßt aber ein Plus des Angebots über den Bedarf, das für viele verhängnißvoll wird. Vornehmlich sind aber die jungen Damen vor dem Eingehen eines Engagements nach Ungarn, Rumänien, Rußland, Beduarabien und der Türkei zu warnen, ohne daß vorher sämmtliche Verhältnisse durch zuverlässige Personen geprüft worden sind. Gegen Betrügereien vermag der Einzelne den Einzelnen nicht zu schützen; es ist deshalb der Verein deutschen Lehrerinnen, der sich in diesem Jahre in Budapest gebildet hat, mit Freuden zu begrüßen. Dieser stellt sich die Aufgabe, für die Lehrerinnen eine feste Verbindung nach dem Auslande hin anzubahnen, dadurch die in der Fremde zerstreuten Kolleginnen einen sicheren Halt bieten, mit der Zeit auch die Stellenvermittelung dahin vereinfachen. Die Art und Weise, wie diese Vereinigung arbeitet, bietet gute Garantien für den die Stelle suchenden und macht Agenten-Betrügereien unmöglich. Wohlthätig wirkt auch der Verband der deutschen Erzieherinnen in England, der für Anstellung von Lehrerinnen, für Unterbringung zeitweilig unbeschäftigter in das dem Verein gehörende Heim, für Unterstützung erkrankter oder bedürftiger Mitglieder und für sonstige Erleichterungen sorgt. Das Alles sind aber nur Einrichtungen, einem lokalen Uebel abzuhelfen im Stande sind; um die deutschen Lehrerinnen im Auslande im Allgemeinen zu schützen und ihre Interessen zu fördern, schlägt Kreyenberg 3 Punkte vor: 1) wohlthätigen Einrichtungen, die im Auslande bereits bestehen, seien zur allgemeinen Kenntniß zu bringen; 2) eine Vereinigung sämmtlicher Bestrebungen zum Besten der Lehrerinnen sei unter dem Namen: „Verband zum Besten deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen im Auslande" anzubahnen; dies geschehe für's Erste dadurch, daß die bereits bestehenden verschiedenen Vereine im In- und Auslande Fühlung mit einander zu gewinnen suchten. 3) So lange Lehrerinnen noch massenhaft das Ausland aufsuchen, wird der Preis für die Leistungen kein angemessener sein. Es solle deshalb die Lehrerin genau zu erfahren suchen, worauf im Auslande Werth gelegt werde; glaube sie den Ansprüchen genügen zu können, so unterbiete Eine die Andere nicht, sonst werden die Kräfte ausgebeutet und wie Citrone ausgepreßt.

Frankfurt a. M., 7. Juli. Gestern Morgen versammelten sich auf dem hiesigen Friedhofe etwa 100 Mitglieder der sozialdemokratischen Partei. Sie waren gekommen, um der Enthüllung des von den hiesigen Parteigenossen errichteten Denksteins für Rudolf Döll, des sozialdemokratischen Kandidaten bei den letzten Reichstagswahlen beizuwohnen. Fleischmann hielt eine kurze Ansprache und forderte die Parteigenossen auf, dem Dahingeschiedenen nachzueifern und ihm ein warmes Andenken zu bewahren, worauf die Hülle fiel. Nach der Enthüllung wurde das Denkmal mit zwei Lorbeerkränzen und einem Strauß rother Balsaminen geschmückt. Die große rothseidene Schleife des einen Kranzes trug die Inschrift: „Dem wackeren Kämpfer für die wahren Menschenrechte". Schon vor Beginn der kurzen, ernsten Feier hatten sich drei Schupleute eingefunden, obgleich über den Termin der Enthüllung nichts bekannt geworden war. Sie entfernten sich, wie es schien, um Instruktionen einzuholen, und als sie wiederkamen, nahmen sie die große rothe Schleife mit der Inschrift herab; die Schleife des anderen Kranzes ließen sie liegen. Sonst verlief die Feier ohne jeden Zwischenfall.

---

fach „Remy" nennen, und unsere Aufgabe muß es sein, meine Herren, ihm einen passenden Namen zu finden, der ihm, wenn auch nicht direkt in den italienischen Ruhmestempel führen, ihm doch die Pforten desselben öffnen wird, und das Kind dann auf diesen neuen Namen mit allen nöthigen und meinetwegen auch unnöthigen Formalitäten zu taufen. Ich stelle also die Frage, wie soll Remy fortan heißen und auf den Theaterzetteln, in den Zeitungen berühmt gedruckt werden?

Ein „i" hat er ja schon hinten anhängen! rief Dappel.

Schweig, vorlauter Happel, und laß Dir Dein Schulgeld zurückzahlen — wenn Du überhaupt in die Schule gegangen bist. Das ist ein Ypsilon, wie es der Esel braucht, um „I-a" zu schreien; damit kann Niemand, nicht einmal ein Italiener, berühmt werden.

Ich übersetze meinen Heinrich, der in Paris schon zum „Henri" geworden, ins Italienische und nenne mich fortan „Enrico Remiani", sagte nun Remy.

Nicht übel, aber zu kurz, entgegnete Hold und fuhr dann mit trockenem Tone fort: Ich habe einen besseren für Dich in petto, und besonders einen längeren und zweckmäßigeren, nenne Dich fortan „Remifasolasi" und hefte Dir Deine Visitkarte auf den „do", auf den Rücken, — dann repräsentirst Du die ganze Skala.

Mit einem lauten jubelnden Gelächter wurde das musikalische Wortspiel, dessen größeres Verdienst in der Art und Weise lag, in der Hold es vorgebracht hatte, von den Freunden aufgenommen, und schon erhoben sich die Töpfe und Schüsseln, um auf den schönen und gewiß originellen Namen anzustoßen, Freund Remy „Remifasolasi" zu taufen.

Doch dieser protestirte.

Meinetwegen, rief Hold, den Streit schlichtend, er soll seinen Willen haben, und also, meine Herren, die Gläser und Töpfe hoch! Unser Freund Enrico Remiani, die Zierde des italienischen Gesangs in den vier Welttheilen — ob die Neuseeländer auch schon mit einer italienischen Oper beglückt wurden, weiß ich nicht — er lebe hoch und besonders — recht lange!

Und die Trinkgefäße flogen wieder einander, die Hände wurden Remy gedrückt und geschüttelt, Umarmungen mit dem Scheidenden gab es, so froh und so herzlich, daß die Augen des Sängers naß wurden.

Und daß er uns, wenn er in seiner Equipage fährt, nie vergißt!

Und daß er, wenn er einstens sich einen Palast gekauft, unserer armen Mansarde, in der wir so glücklich waren, gedenkt!

Stille, Freunde, um Gotteswillen! rief Remy, fast überwältigt von seinem Gefühle. Ihr macht mich weich, das Herz mir schwer, und ich möchte an diesem frohen Abend nicht weinen. Nie, nie vergesse ich Euer! Mein letzter Gedanke — ich fühle es — wird Euch, dieser armen Mansarde gelten!

Und daß er beim Klange der süßen italienischen Weisen unsere deutschen Meister in Ehren hält! rief Luitger.

Das versteht sich von selbst! warf Walberg ein. Wenn auch italienisch, so wird er doch stets deutsch, das heißt mit deutschem Herzen singen, und die Kraft zu wirken, die Begeisterung für seine Kunst nur aus den Werken unseres Vaterlandes, unserer Meister schöpfen. Darin wird sein Haupterfolg liegen.

Als Figaro barbiere die, welche nicht an deutsche Gesangskunst glauben wollen!

Als Belisar sei nicht blind gegen die Albernheiten der Partitur, doch auch nicht für ihre wirklichen melodischen Schönheiten!

Als Nabucco sei kein Ochs und singe den Wütherich nur dann, wenn Du nicht heiser bist — sonst kostet's die Stimme!

Als Asthon zwinge die Primadonna Lucia, einen Andern zu lieben — als Dich, was Dir für die Dauer zuträglich sein dürfte!

Als Don Juan verführe — Dein Publikum, auf daß es unsern großen Mozart lobsinge und preise!

Und hast Du Deine Kraft erprobt, dann kehre zur Heimath zurück und zeige, daß Du in guter — das heißt in unserer Schule gewesen!

Das gelobe ich, Freunde!

Und hüte Dich vor den falschen Noten, wie vor den falschen wälschen Herzen!

Unsere heilige musikalische Dreieinigkeit: Haydn, Mozart und Beethoven, möge Dich in ihren Schutz nehmen und Dich bewahren vor wälscher Tücke und allen Rollen, welche das Organ ruiniren!

So rief zum Schluß Hold und ergriff zugleich sein Piston, um den „Zwischenakt" zu blasen, wie er meinte.

Er intonirte das Priesterduett aus der „Zauberflöte", und alle Musiker begannen mit mehr oder minder komischem Ernst und allerlei textlichen, auf die Situation bezüglichen Varianten zu singen:

„Bewahre Dich vor Weibertücke!"

Immer lustiger, erregter plauderten, lachten und scherzten die Freunde, und je höher die Wellen ihrer Heiterkeit wogten und stiegen, je tiefer sanken die der riesigen Schüssel. Die Zeit verging und Mitternacht mochte wohl nicht mehr ferne sein, wie auch nicht der Augenblick, da der letzte Rest von Vernunft vor der bacchantischen Lust entfliehen würde.

Nun hielt der Vorsitzende der fröhlichen Gesellschaft es an der Zeit, vorzubringen und auszuführen, was ihm am heutigen Abend noch zu thun oblag, und abermals schlug er an seinen Topf, doch diesmal mit solcher Vehemenz, daß derselbe keinen dumpfen, sondern einen schrillen Ton von sich gab und vor Uebermaß von Vergnügen aus Rand und Band ging.

Alle lachten und meinten, daß Hold nunmehr das Trinken würde aufgeben müssen, weil kein weiteres Geschirr vorhanden sei.

Doch mit größter Kaltblütigkeit nahm der lange Musiker den großen Kochlöffel, stärkte sich unter lautem Jubel zu seiner Rede und begann dann folgende Auseinandersetzung:

Ich habe Euch eine Partitur vorzuspielen, die Ihr im reingestimmten Zustande kaum kapiren dürftet, deshalb jagt die falschen Töne und Quinten, die Euch das Hirn [illegible] wollen, zum Teufel und hört! — Ich will mich kurz fassen — Den Gerhard habt Ihr Alle gekannt — natürlich! — jetzt dahin — daheim wollt ich sagen — doch nicht seinen Erzeuger, einen wahr- und leibhaftigen australischen Goldklumpen. Hier hat er ihn gefunden — seinen Klumpen und den Seinen — nein! — seinen Sohn, da er krank auf meinem Divan und ich ihn pflegte. Das rührte den Nabob und besonders daß wir den Gerhard zu einem ordentlichen Menschen, Musiker hatten martern wollen, und dafür gedachte er uns seinem Abschied zu honoriren. — Fi donc! sagte ich ihm. sind Künstler und keine Wirthe und nehmen nur Honorar wirkliche Kunstleistungen. — Daß sich Gott und Mozart barm'! — Dann meinte er, sich entschuldigend, ob wir keinerlei Wünsche hätten? Damit konnte ich dinen, und mich, diese Wünsche ihm aufzuspielen, damit er sie in — setzen könnte. Und ich hab sie ihm redlich in den verschiedensten Tonaten zu Gehör gebracht! Als er genug hatte wußte, zeigte er sich sehr gerührt, drückte mir die Hand trollte sich zur Thür hinaus. So weit war Alles gut in nung, aber da, denkt Euch mein Entsetzen, als ich meinen Gerhard sehr derangirten Divan wieder in Ordnung bringen wollte, fand ich auf derselben Stelle, wo er gelegen — Gerhard nämlich — eine Komposition von — zehntausend Noten — Francs wollte ich sagen. Sie mußte von dem herrühren, denn der Gerhard konnte sie doch unmöglich hinterlassen haben.

Hold fiel nach dieser schönen Rede schwer auf seinen Sitz zurück, und den Anderen wäre es ebenso gegangen, wenn sie nicht bereits die Stühle unter sich gehabt hätten. Doch war die Nachricht wahrhaft magisch, denn die stille, doch nicht minder Freude, welche sich so plötzlich bei den armen Künstlern einstellt, bekämpfte siegreich, wenn auch nur für Augenblicke, die Weindunst, der seine Herschaft schon ziemlich weit über die Verfallenen ausgebreitet. Luitger faßte sich zuerst und rief:

Zehntausend Francs für eine Beherbergung von wenigen Wochen! Fast wie der Saldo der Rechnung des rheinischen Hotels, in dem der Kaiser von Rußland gekehrt.

Und der Gerhard hat dabei noch die Miethe extra bezahlt.

Und die unsrige mit — sogar die, welche wir noch schuldig waren.

Und nicht einmal Bougies und Services vermochten sie auf die Rechnung zu setzen.

Stille, schrie Hold mit einer wahren Pistonstimme, laßt mich reden. Ich habe also unsere Wünsche erfüllt, hoffe das Rechte getroffen zu haben. Dabei warf er ein ziemlich dicken Pack kleinerer und größerer Papierstücke, aus seiner Kommode geholt, auf den Tisch. Hier, Kameraden, sind unsere sämmtlichen Schulden — nein! — die Quittungen von unseren Brot-, Wein-, Fleisch-, Musikalien- und Saitenlieferanten, von Madame Godichon, der Laitière, unseren Gargotiers, von Schneider und Schuster und von übrigen zahllosen und nun bezahlt worden seienden Mansarden.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur R. Cronheim in Berlin. Druck und Verlag von Max Bading in Berlin SW, Beuthstraße 2.